

23.5.1927

Ostdeutsche Monatshefte

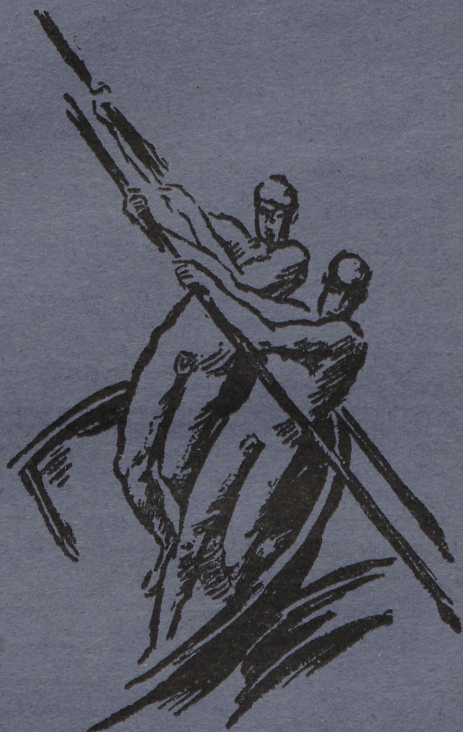
Stadtbibliothek
Danzig

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

8. Jahrg.

Mai 1927

Heft 2



pfunde

Verlag: Georg Stilke, Berlin NW 7

Preis: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden
für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Schmachergasse Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

571]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

===== Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten =====

„COLUMBUS“



das größte Schiff der
deutschen Handelsflotte

BREMEN-

NEW YORK

Regelm. Schiffsverbindungen
nach allen Weltteilen

Erholungsreisen z. See
Mittelmeerfahrten-Nordlandfahrten
Skandinavien-Ostseefahrten

Nordseebäderverkehr
während der Saison

Reisebüros an allen
größeren Plätzen

Eisenbahnfahrkarten zu amtli.
Preisen. Flugscheine für sämtl.
Strecken der Deutschen Luft-
hansa A.-G. und der Deutschen
Luftverkehr A.-G.

Kostenlose Auskunft erteilt:

NORDDEUTSCHER LLOYD BREMEN

und sämtliche Vertretungen



Welchen Ball

**werden Sie in der
kommenden Saison
spielen?**

Den deutschen Phoenix Tennisball

★

Unzweifelhaft sind die Erfolge unseres
Phoenix
Tennisballs im vergangenen Jahre.

★

Fast 50% aller Turniere wurden mit
ihm bestritten, die Internationalen
Meisterschaften in Hamburg zeigten
seine Zuverlässigkeit, im Hallenspiel
des Winters fand die Tennisgemeinde
im **Phoenix**-Ball die bevorzugte Marke

★

Im neuen Jahre in neuer Packung mit den gewohnten
Vorzügen!

Der deutsche Phoenix-Tennisball

Harburger Gummiwarenfabrik

Phoenix

Harburg a. d. Elbe

A WEBER BRAYLS



Continental
Tennisbälle



Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen
Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

8. Jahrgang

Mai 1927

Nr. 2

Emmaus

Von Friß Diettrich

Noch war der Schmerz der Landschaft nicht erloschen.
Die Bäume, die im ersten Frühling standen,
die Zweige voller Blütennester, trauten
sich nicht zu duften. Pflanze, Tier und Mensch
warn voller Widerhall des Martertodes.
Die Luft behielt den Klang der Silbermünzen,
aus denen der Verrat stieg. Christi Schrei
riß immer noch die Berge auseinander.
Noch immer wie ein teuflisches Gewitter
rollten die Würfel hin um seinen Rock.

Da gingen zwei den Weg nach Emmaus.
Ihr Blick trug noch den Abglanz des Entsetzens,
und ihre Worte stiegen immer wieder
nach Golgatha hinauf, den Leidensweg.
Und es geschah, als sie vom Schmerze zehrten,
daß Christus kam, mit ihnen sprach und ging.
Doch ihre Augen sahen einen Fremdling
mit Stock und Bündel und bestaubtem Schuh.

„Warum, ihr Weggefährten, beugt die Trauer
das Haupt euch so? Warum wehn eure Worte
wie schwere Schatten hin, bald hochgeschreckt
von der Verzweiflung, bald gesenkt vom Gram?“
Da riefen beide aus: „Gerade du
mußttest der Einzige sein, dem sich die Welle
des Schreckens nicht ins Herz warf! Grade du
blist taub für das Geschrei der hundert Gassen,
sahst nicht den Himmel auseinanderbrechen,
die Erde wie ein wundes Tier erbeben,

bliebst zugesiegelt, als der Schrei vom Kreuz
das Land zum Meer, das Meer zum Lande machte!!
Und hilflos griffen sie nach seinen Händen
und hielten sie wie Planken krampfhaft fest,
denn das Geschehen öffnete noch einmal
vor ihrer Seele seinen Riesenleib.

Im Fieber ihrer Qual bestürmten sie
den Fremdling. Bange Fragen flogen auf.
Die Auferstehung schimmerte als Märchen
Durch ihre Worte. Keine Hoffnung trieb
auf dem geringen Hügel ihres Glaubens.
„Wie könnte auch die Erde all das Blut,
das aus ihm floß, noch einmal sammeln, wie
den Mund noch einmal öffnen, wie die Hände,
die Gottes Segen auf uns niederbogen,
noch einmal füllen mit Erlöserkraft?“

Nachdem sie so gesprochen, fuhr der Fremdling
mit sich'rem Wort in ihre Herzen, holte
sie wie Verirrte ein und zog mit ihnen
den Weg der göttlichen Verheißung hin.
Die Schriften der weissagenden Propheten
standen vor ihnen wie Lebendige auf.
Die Psalmen, die von Gottes Sohne zeugten,
schwangen sich um sie, wie Gestirne lodernd.
Und schließlich wand ums blutige Marterholz
sein Wort den ersten Zweig der Auferstehung.

Wie eine Ebene, die endlos ist,
doch in Begrenzungen befangen, weil
ein dichter Nebel sich in sie ergoß,
so trugen diese beiden das Geschehen
der letzten Tage in sich, kaum erahnend,
daß Golgatha, der große blutige Vorhang,
der erste Gruß des ewigen Reiches ist.
Als nun des Fremdlings Wort sie jäh befiel,
wie waren sie da voll von heimlicher Scham!
Sie fühlten sich wie Bettler, die daheim
kostbare Schätze in den Truhen wußten.
Doch als des Fremdlings Rede, selbst ein Psalm,
den Psalter anschlug, war ihr Herz gesammelt,
indes die Gläubigkeit als Feuergarbe
frohlockend über ihren Scheiteln wuchs.

Und plötzlich vor der Türe einer Hütte
 bewegten sie den Fremdling einzutreten.
 Der aber hatte seine Hände schon
 Zum Abschied in die ihrigen gelegt.
 Sie ließen ihn nicht los. Sie zogen ihn
 mit herzlicher Gewalt zu sich herein.
 Sie banden ihre Angst um seine Schritte,
 denn rings das nächtliche Gesicht der Landschaft
 trug wild Getier in den versteinten Furchen.
 So ließ er sie gewähren, und er blieb.
 Ließ sie gewähren, als sie Speisen brachten
 und Wein und Wasser in die Krüge mischten.
 Sie saßen nieder, gaben ihm das Brot
 mit guten Wünschen hin. Er nahm es auf
 und dankte und zerbrach es mit den Händen.
 Jede Bewegung ihres Gastes fingen
 die beiden auf mit frommer Ungeduld,
 bis ihr Gesicht, vom Banne jäh befreit,
 im Fremdling den Erstandnen wiederkannte.
 Und sie erfaßten sein Gewand und riefen,
 indes ihr Blick in Freudentränen schwärmte:
 „Herr, Herr, bist du's?“
 Des Raumes Echo rief: „Ich bin's, ich bin's!“
 Denn ihre Blicke konnten ihn nicht halten.
 Er war verschwunden, während sein Gewand
 in ihren schreckbefallnen Händen blieb.
 In einer Ecke lehnte noch sein Stock.
 Und an der Türe fanden sie sein Bündel.

Die weiße Birke

Eine weiße Birke steht
 am Bachesrand,
 die feinen Schleier wiegen sich leise im Winde.
 Wie eine Fiedel begleiten sie
 der plätschernden Wellen
 heilige Melodien.
 So zart,
 so fein,
 so voller Duft und Farbe.
 Es ist Musik,
 bildgewordene Musik.

Carl Lange

Valerius Herberger

Dem großen Sohn der Ostmark an seinem 300. Todestage
(18. Mai 1627) zum Gedächtnis

Von Franz Lüdtké

Durch die Zweige der Herbergerlinde auf dem Friedhof zu Frauastadt weht der Jahrhundertwind.

Sommers weht er, und durch Herbst und Winterzeit. Wenn aber der Frühling die neue Sonne bringt, braust er machtvoller denn je seinen Gruß vom ewigen Leben.

Mitten in Frühling und Sonne, mitten im seligen Mai starb Valerius Herberger.

Er starb. Was will das sagen! — Was starb an ihm?

Eine Sage geht, daß die Herbergerlinde grünen werde, solange sein Andenken in Ehren steht.

Sie grünt.

Und durch ihr Gezweig rauscht heute der Maienwind, wie einst. Der Jahrhundertwind. Und wird rauschen, lange, lange.

Wird rauschen über eines Lebendigen Grab, auch wenn der Baum dahingesunken sein wird wie der, über dessen Gebeinen sie schützend sich breitet. Staub zu Staub, Asche zu Asche. Aber die Seele lebt, und der Geist kann nicht sterben; der Name Valerius Herbergers wird dauern, solange es deutsche Menschen, Menschen der Ostmark gibt.

*

Jahrhundert um Jahrhundert erklang sein Trutzlied wider den Tod: „Valet will ich dir geben . . .“

Wieviele blicken, wenn die letzte Strophe verklingt, auf den Namen, der darunter steht?

Valerius Herberger. —

Was sagt er ihnen?

Ein Wißbegieriger vielleicht blättert im Register und liest, daß es ein Prediger zu Frauastadt war, geboren 1562, am 21. April, gestorben am 18. Mai des Jahres 1627.

Das ist alles. — Was sagt es? Spricht es von dem fülligen Leben, von einem großen und in demütiger Schlichtheit schöpferischen Menschentum?

Stille ward's um den Pfarrherrn am „Kripplein Christi“. Es tut nichts. Er wirkt weiter. Weiter auch in den Seelen derer, die sein Lied singen, das Absagelied an die „arge, falsche Welt“, das Lied der Sehnsucht nach dem Himmelschloß, das Lied der Fröhllichkeit im verbluteten Heiland.

*

Man hat ihn den „kleinen Luther“ genannt.

Spöttisch die einen, voll ergriffener Liebe die anderen. —
Er war es.

War's in seiner Kraft, seiner zündenden Rede, seinem unbeugsamen Mut, seinem Ernst zu Gott, seiner Ruhe in Jesus Christus;



Valerius Herberger

Kupferstich in Samuel Friedrich Lauterbachs „Leben Herbergers“ (1708)

war's in der Bildhaftigkeit und Derbheit seiner Sprache, in seiner fruchtbaren, weit hinausreichenden Schriftstellerei. Auflage um Auflage erlebten seine Werke. Thomas Schürer in Leipzig, der Verleger, schrieb Briefe und Briefe, mahnend und ermunternd. Auch nur die Titel seiner Bücher aufzuzählen, erforderte den Raum einiger

Seiten. Nur einige seien genannt: Die „Magnalia Dei“ (die Großtaten Gottes, Betrachtungen über die Bücher Mose, Josua, Richter, Ruth); die „Herz-Postillen“ (die evangelische und die epistolische, Predigten zu den Texten des Kirchenjahres); der „Passionszeiger“ (Betrachtungen und Gebete über das Leiden und Sterben des Heilands); die „Geistlichen Trauerbinden“ (Leichenreden); die „Geistliche Herzenslust und Freude“ (Gebete); die „Paradies-Blümlein“ (Erklärungen zum Psalter); die Predigten über Jesus Sirach und kaum zu zählende andere Sammlungen und Einzelschriften.

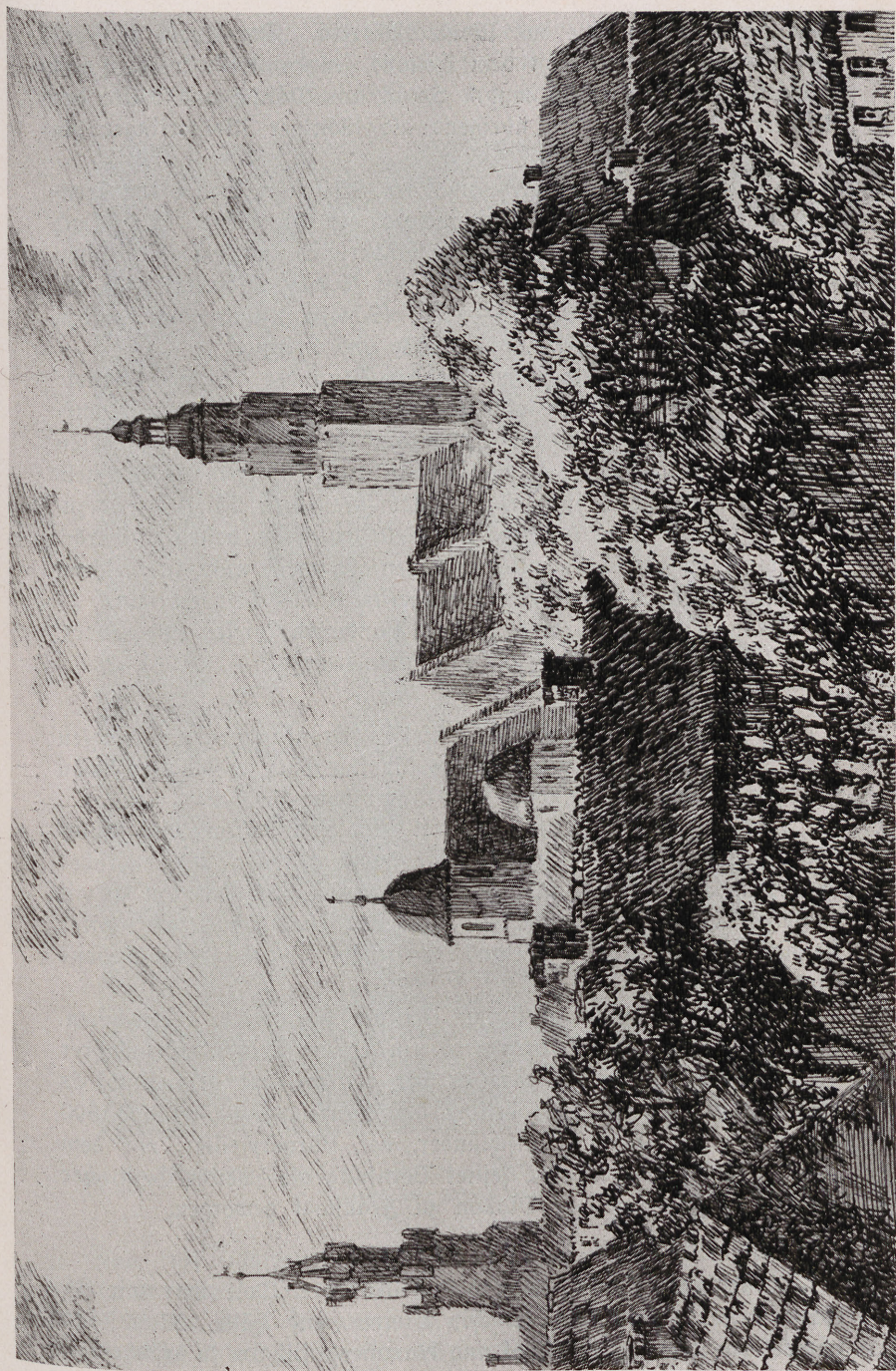
Wir leben im Barock, wo alles anschaulich, sinnenhaft erscheint. In Malerei, Skulptur, Dichtung und Wortschöpfung. (Im „Leben“ nicht minder.) Barock sind die Grabsteine der Zeit und die Linien der Architektur, barock Weltanschauung und Lebenspraxis. Welt und Gottum scheinen tiefer ineinander zu greifen und dieser Verknüpfung bewußt, sich zu lösen, um ihres Eigenseins willen. Das Zeitalter des Doktor Faust ist lange nicht am Ende. Zauberer, Hexen, Goldmacher erregen die Phantasie der Menschen; doch aus ewigen Quellen sprudelt, nur bildhaft zu erfassen, das köstliche Wasser des Lebens. — Nur ein paar Titel dieses Herbergerschen Barock aus der Zahl seiner Bücher und Büchlein: „Die gebenedeyeten Tau-Tröpflein“, „König Davids Labe-Träncklein“, „Jesus, die einzige, gute, köstliche Perle“, „Jungfrauen-Kränzlein“, „Der theure werthe Oster-Schatz“, „Laud-Tafel oder kurzer Abriß des Landes der Lebendigen“, „Das geistliche Wasser-Krüglein“, „Jesus, das edle Herz-Blümlein oder Krafft-Röselein“, „Lustwäldlein der vornehmsten Bäume aus der heil. Schrift“ . . .

Barock — keine Spielerei, sondern Ernst in Krieg, Brand und Pest! Dies „Jesulein“ ist erlebt, ist letzte Innerlichkeit, nichts als Liebe. Hier fühlen Vollmenschen, denen jede Verzärtelung fremd. Sie wissen den Ursprung der Kraft — sie brauchen diese Kraft — aber sie umfassen sie mit heiliger Liebe wie der Bräutigam die verlobte Braut. Barock . . . Deutschart einer Zeit, die unser rasendes Jahrhundert kaum noch versteht.

*

Die Herberger sind Handwerker gewesen der deutschen, nach magdeburgischem Recht verwalteten Stadt Graustadt im Königreich Polen. Auch ein 18. Mai war es, 1555, als die gesamte Bürgerschaft das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nahm, sich zur lutherischen Lehre bekennend.

Als dem Kürschnermeister Martin Herberger von seiner Frau Anna, geborenen Hoffmann, der erste Knabe geschenkt wurde, erschien's dem Vater merkwürdig, daß das Kind drei Fingerchen emporzucken pflegte, wie es auf vielen Bildnissen das Jesuskind tat.



Fraustadt, vom Osten gesehen. Zeichnung von Arthur Berger
 (Rechts die Pfarrkirche, Herbergers erstes Gotteshaus; in der Mitte das „Kripplein Christi“ links das Rathhaus)

Wie ein Omen dünkte das Meister Martin. „Der Knabe soll ein Prediger werden und von dem Heiland zeugen, soll's werden und wenn ich mir's erbetteln muß.“ So ist uns Wunsch und Wille des Meisters überliefert, der übrigens als tüchtiger Meistersinger gerühmt war.

Freilich, der Vater starb, und der Stiefvater wollte den lernbegierigen Jungen dem Schustergewerk in die Lehre tun. Doch Valerius' Pate, der Pfarrer Arnold, hinderte es und ermöglichte ihm, der die Fraustädter Gelehrtenschule mit Erfolg absolviert, den Zugang zum Gymnasium in Frenstätt (Schlesien) und dann zu den Universitäten Frankfurt an der Oder und Leipzig.

Auch das war barock im eigensten Sinn der Zeit, wie Arnold seinen Schützling zum Studieren bekehrte. Alles ließ er aufmarschieren, den Willen des Vaters und den Preis des Propheten Daniel auf die Lehrer („sie werden leuchten wie des Himmels Glanz“), um zuletzt, sinnenhaft, bildmäßig, dem Jüngling vorzustellen, wie er als Schuster am jüngsten Tage dastehen werde. „Da wirst du für alle Gottes Heiligen, ich weiß nicht in welchem Winkel stecken und mit des Handwerks Wachs besudelt sein.“

Das entschied. „Nun lerne ein Handwerk, dieser und jener“, rief Valerius, „ich aber nun und nimmermehr!“

*

So zog er in die Welt, die Schlesien, Brandenburg und Sachsen hieß. Aber in dieser Welt regierte für ihn Gott und Gottes Sohn und sonst niemand. Er ward ein Mann ohne Furcht.

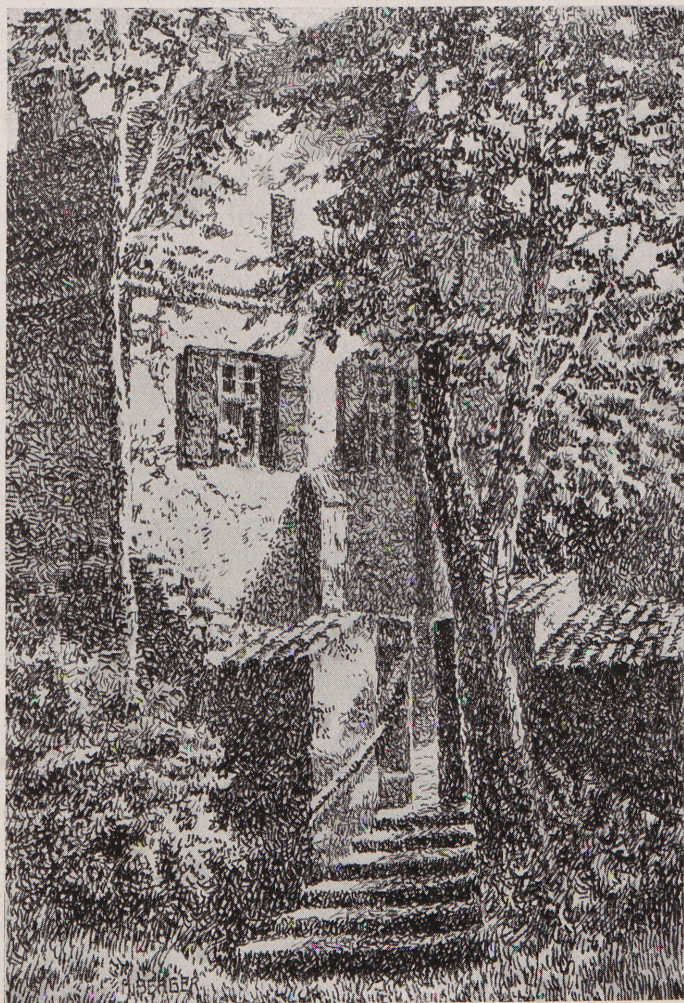
Zuweilen war's ein hartes Brot in diesen Jahren, ein rechtes Werkstudententum; doch war Kraft darin, Freude und endliches Gelingen. Da ging es in die Heimat zurück. Sie hat ihn allzeit festgehalten, in Dank und unsäglicher Liebe. In seiner Väter Heimat vom ewigen Vaterland zu zeugen, ward seines Lebens Sinn. — Gibt es Schöneres?

Der Ruf Fraustadts erging an ihn, ein Schulamt zu übernehmen. Herberger folgte, 1584; er wurde ein treuer Lehrer, ein wahrer Schul-Meister. Vielleicht wäre er bei diesem Amt geblieben. Es war anders bestimmt; er bestieg die Kanzel. Im Januar 1590 überreichte ihm Peter Deutschländer, der Bürgermeister, vor dem Rat der Stadt die Urkunde seiner Berufung als zweiter Geistlicher der Pfarrkirche: er war Diakon zu Fraustadt geworden.

*

Sinnenhaft, sinnlich war die Zeit. Ihre Welt war wie in einem starken Schwingen zwischen Himmel und Hölle. Man stand immer dem Tode im Angesicht und klammerte sich um so drängender an Leben und seinen Genuß. Es waren heißblütige Menschen, die

Menschen des Barock. Die Geistlichen, enger verbunden mit Wohl und Wehe der Gemeinde, brauchten den Bußruf öfter als den Trost. Sie trugen Verantwortung, und trugen daran nicht leicht.



Rantorwohnung am „Kripplein Christi“ in Fraustadt

Zeichnung von Arthur Berger

Fast drei Jahrzehnte hatte Pfarrer Arnold in Fraustadt gewirkt; da ward etlichen vom Rat sein Mahnen und Grollen zur Last. Er las wohl zu genau in ihren Seelen, und ihre Herzen waren nicht rein. Hatten sie allzuviel Mitwisser oder Mittäter? So drangen sie mit ihrem Entschluß, Arnold des Amts zu entsetzen,

durch. In seine Stelle wurde Paulus Bernavus aus Frenstätt, in die des damals zugleich scheidenden Diakons Gebhard, der nach Gubrau berufen ward, Valerius Herberger gesetzt. In Siegnitz prüfte ihn Superintendent Krenzheim und ordinierte ihn zum geistlichen Amt. — Später hat auch Krenzheim die Bitternis der Amtsentsetzung spüren müssen; als Kryptokalvinist, in den Augen des strengen Luthertums also als Keger. Den Begriff der Toleranz brachte erst das 18. Jahrhundert; dem Barock war er wegensfern.

„Ich sage euch heute zu, daß ich mich mit großem Ernst vor allem Menschentand will hüten und mit Wissen und Willen nichts auf die Kanzel bringen, als was aus klarem Grunde der heiligen Schrift fließen wird...“

Das gelobt er in seiner Antrittspredigt. Er hat es gehalten: „mit großem Ernst“.

*

Des Ratsheern Rüdinger anmutige Tochter Anna folgte ihm als Hausfrau. Sie gebär ihm zwei Söhne; der ältere, Zacharias, wurde sein Helfer und Amtsnachfolger, der jüngere starb früh.

In den sechziger Lebensjahren starb Valerius Herberger, in den vierziger Zacharias, in den zwanziger dessen Sohn Valerius, Student der Theologie in Königsberg. Der Name schwand; nicht aber die Bedeutung, und nicht das Werk. — Aus Zacharias' Ehe mit Dorothea Lamprecht ging eine Tochter (Dorothea) hervor, die den Fraustädter Pfarrer Laurentius Prüfer heiratete; so blieben Nachkommen Valerius Herbergers erhalten.

Die Grabstätten der Familie Herberger auf dem Fraustädter Friedhof sprechen die Sprache der Zeit, die Sprache des Barock. In Schrift und Kunst; Frühbarock und Hochbarock. Mitten aber in der Stätte des Todes — nein, des Lebens — klingt im Gezweig der grünenden Linde das Lied des Mai.

*

Gegenreformation, Krieg, Brand, Teuerung, Pest. Es wanderte viel Leid an der Hand des Predigers von Fraustadt. Aber größer als das Leid war die Kraft.

Wir wissen von allerhand Wahrträumen, von einer Art Zukunftschau, von ungewollter Prophetie des Gottesmannes.

Am 2. Adventssonntag 1598 predigte er über die Schrecknisse des letzten Gerichts und rief seine unbußfertige Stadt zur Umkehr.

„Sag', was bedeuten die Feuerstrahlen, die jetzt und so häufig gesehen werden? Antwort: Sie sind unseres Herrgotts Feuerglocken. Feuer, Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter! Wann wird's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's gesagt? Der Herr Jesus, Matth. 25, 6.“

Zur Mitternacht desselben Tages brach ein Feuer in Fraustadt aus, das drei Viertel der Stadt in Asche legte. Inmitten des Entsetzens und Elends stand der Pfarrer und schrie zu Gott um Erbarmen. Gegen Morgen hörte das Feuer auf.

Ein gewaltiges Bild: der betende Mann vor dem Rathaus in Brand und Jammer. — Sein Bußruf hatte ein Echo gefunden: mit feurigen Ruten schlug Gott sein Volk.

Es mochte nicht hören. Allzu stark klammerte sich das Barock an das „Leben“.

So kam Heimsuchung über Heimsuchung. Krieg, Kosakenschwärme, Türkennot, Mißwachs, teure Zeit, Hunger, Geldentwertung, Pestilenz. Herberger immer helfend, immer betend. Den Sieg der Polen über Türken und Tartaren 1621 schrieb man seinem inbrünstigen Beten zu. Was war das für ein Mann!

Ein Ganzer; kein Halber.

Wieviel ganze Menschen brachte doch das Barock hervor . . . Ihnen war Gott kein „Problem“ . . .

Am schmerzhaftesten war es Herberger, als er die Pfarrkirche räumen mußte. Da bauten sich die Evangelischen hart an der Stadtmauer, zwei Bürgerhäuser vereinend, das „Kripplein Christi“. Groß war der Opferwille der Gemeinde, größer als ihre Not. Die Kürschner spendeten die Kanzel, zwei Bauern schenkten den ersten Abendmahlskelch, die Zunft der Schneider stiftete ein goldgeblümtes Altartuch. Alles drängte sich, zu geben. Auch im Vers. Die Säulen, die das Dach trugen (wie heute noch), waren von mannigfacher Poesie geschmückt. So las man:

„Herr Christ, in deinem Vaterland
Zu Bethlehem im jüdischen Land
Ward dir zu stillem Bettelein
Gelegt ein hartes Kripplein,
Welch's wohl gering auf dieser Erd',
Aber im Himmel hoch und wert.

Herr Christ, in meinem Vaterland
Zu Fraustadt in der Polen Land
Wird dir geweiht ein Kripplein
In einem kleinen Häuselein,
Welch's gar geringes Kripplein
Ehren gar viele Herzelein.“

Gewiß, da ist nichts von Neutönerei, Expressionismus oder sonst einer Mode. Da ist Anmut, die sich nicht reich machen mag —

und doch ein Reichtum, über den unser 20. Jahrhundert trotz aller seiner Ismen nicht zu lächeln braucht.

*

Aber am gewaltigsten erscheint uns Herberger während der Pest. Er hatte Pestzeiten schon erlebt; doch keine wie die von 1613. Im Juli brach sie aus. Es nützte nichts, daß man die Ritzen der Häuser verklebte oder vermummt die Straßen durchheilte. — Mehr als 2000 Menschen sanken ins Grab!

Wer pflegte die Kranken? Wer tröstete die Sterbenden? Wer gab den Leichen das Grabgeleit? Er, immer er: Valerius Herberger.

Zu Anfang geleiteten noch Schüler singend den Zug; bald hörte das auf. Es gab kein Trauergefolge mehr. Ganze Familien wurden ausgelöscht. Aber Tag um Tag schritt Herberger dem Karren voran, Tag um Tag, oft war der Totengräber sein einziger Gesell. Sein ganzes liebendes Herz erschloß sich, Tag um Tag. Er hatte keine Angst. Er wußte dies: „So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich“.

Wahrlich, welch ein Bild: Der Pestkarren mit dem Warnungsglöcklein, vom Totengräber geführt, voran singend der Pfarrer Herberger — einsam, dennoch mit Gott. Und so zu zwanzig Malen am Tage — und einsam auf dem Friedhof die Totenrede — nur die Bäume lauschten dem Amen, und der Totengräber tat sein Werk . . .

Damals dichtete Valerius Herberger sein einziges wirkliches Lied, aber ein Lied, das viele aufwiegt. Der Kantor am Kripplein Christi, Melchior Teschner, schuf die Melodie, und also sang der Pastor, wenn er vor dem Pestkarren einsam durch Fraustadts Straßen schritt:

„Balet will ich dir geben,
Du arge, falsche Welt!
Dein sündlich böses Leben
Durchaus mir nicht gefällt.
Im Himmel ist gut wohnen,
Hinauf steht mein Begier;
Da wird Gott ewig lohnen
Dem, der ihm dient allhier.

— — — — —
In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funfelt allzeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein.
Erschein' mir in dem Bilde,
Zum Trost in meiner Not,
Wie du, Herr Christ, so milde
Dich hast geblut't zu Tod.

Schreib' meinen Nam'n aufs beste
 Ins Buch des Lebens ein,
 Und bind' mein' Seel' fein feste
 Ins schöne Bündelein
 Der'r, die im Himmel grünen
 Und vor dir leben frei;
 So will ich ewig rühmen,
 Daß dein Herz treue sei."

*

Sie haben ihn oft zu anderen Aemtern gerufen, zu höheren Würden und reicherm Einfluß. —

Er ließ sich nicht „befördern“. Er blieb seinem Fraustadt treu.

Demselben Fraustadt, das oft böse auf ihn war ob seines eindringlichen Bußrufs, wo Neid, Gefahr, Haß ihn umlauerten. Was nahm man ihm nicht übel, wenn man sich getroffen fühlte als Sünder gegen eines oder einige der zehn Gebote. Aus seinen Reden vermögen wir uns ein Bild der wohlhabenden Stadt zu machen. Wer die Bilder des Barock kennt, kennt die Zeit. — Bei der Geschichte vom Ehebruch König Davids fühlte sich der und jener getroffen. Wie mag nur der Pfarrherr also deutlich sein! Er aber fragt: Darf man denn die Hurentexte in diesem Fraustadt nicht mehr lesen? —

Er war bescheiden, von alter Sitte, auch in der Tracht, ein Freund guten Gesprächs, ein Feind jeder Schwelgerei. Seine Zeit war so kostbar, daß er ungern zu einer Gasterei ging. — Unwillig murrte er über die Entheiligung der Sonn- und Feiertage. Er setzte eine Art Sonntagsruhe durch. Das Sonntags zum Verkauf ausgelegte Schuhwerk der Schuster stieß er zuweilen mit eigener Hand fort.

Hatte er Ueberfluß, so gab er gerne. Sein Wohlstand wuchs; doch wußte er: er war nur Verwalter. In der Kosakennot von 1622 richtete er für die Armen die „Kästlein Lazari“ ein; man kann noch heute sein Almosen dahinein tun.

Manch einen Sünder hat er auf dem letzten Gang begleitet. Im Strafen und Richten war die Zeit hart. Aug' um Auge! Es war das Jahrhundert des großen Krieges. — Manche Here hat ihm vor dem Feuertode Seltsames offenbart. — Auch Herberger war ein Sohn seiner Epoche. Aber er war es ganz.

*

Die letzten Jahre kränkelte er; mehrmals berührte ihn lähmend der Schlag.

Meist überwand er das Uebel sogleich; predigte wohl noch am gleichen Tage, nachdem es ihn getroffen.

So verzehrte er sich in seinem Amt. Er sagte selbst: an einem Dienstag sei er geboren, zum Dienen sei er bestellt.

Am 18. Mai 1627 ist er entschlafen; auch einem Dienstag.
Wie hatte er einst gebetet?

„Wenn der Tod herzukommt und der kalte Angstschweiß unter
mein Gesicht treten wird, so gib deine Gnade, daß ich nicht verzage.
Laß mir in meiner Todesangst Trost zufließen aus deinem aller-
heiligsten Todeskampfe, damit ich durch dich den Tod überwinde und
zum ewigen Leben eingehe.

O Herr Christe, mein Tod ist nur ein Sonnabendschlaf. Es wird
darauf folgen der gewünschte Sonntag. Da wirßt du Alles in Allem
sein. . . .“

Sein Gebet ward erhört. —

Acht Tage blieb der Leichnam über der Erde. Unzählige strömten
während des Pfingstfestes hinzu, ihn noch einmal zu schauen. Den
Text zur Leichenpredigt, die sein Freund, Pastor Preibisius aus
Groß-Glogau ihm hielt, hatte er selbst gewählt: „Freut euch, daß
eure Namen im Himmel angeschrieben sind.“

Preibisius schloß mit der letzten Strophe des Herberger-Liedes:

„Schreib' meinen Nam'n außs beste
Ins Buch des Lebens ein,
Und bind' mein' Seel' fein feste
Ins schöne Bündelein
Der'r, die im Himmel grünen
Und vor dir leben frei;
So will ich ewig rühmen,
Daß dein Herz treue sei.“

*

Der Jahrhundertwind spielt in der Linde; er weht über das
Grab eines, der unvergessen bleibt:

eines Heimatmenschen,
eines deutschen Menschen,
eines — Menschen. —

Draußen grünt und blüht der Mai. Es gibt keinen Tod; es
gibt nur Leben.

*

*

*

Nachschrift. Um das Gedenken ihres Sohnes zu ehren, finden im Mai
dieses Jahres in Fraustadt zwei Gedächtnisfeiern statt, die eine vom Frau-
städter Verein zur Erforschung und Pflege der Heimat in Gemeinschaft mit
dem Deutschen Ostbund, die andere von der Gemeinde des Kripplein Christi
veranstaltet. Die Provinz Grenzmark Posen-Westpreußen, zu der Fraustadt
gehört, und deren größter Toter Valerius Herberger ist, nimmt mit den Kreis-
und Stadtbehörden sowie dem Grenzmarkdienst und dem Grenzmarktischen
Heimatverein an der erstgenannten Feier teil. Eine von Konrektor Pfützen-
reiter und Studienrat Dr. Schober geleitete Sonderausstellung des Fraustädter
Heimatmuseums führt die Kultur des Herbergerischen Zeitalters vor Augen.
Eine Festschrift, von Pfarrer D. Bickerich-Lissa und Dr. Franz Lüdtko verfaßt,
führt in die Epoche um 1600 und gibt ein Lebensbild Herbergers. Das
Kripplein Christi erhält eine neue, nach dem Gründer der Kirche genannte Orgel.

Johann Vincenz Cissarz

Von Carl Meißner

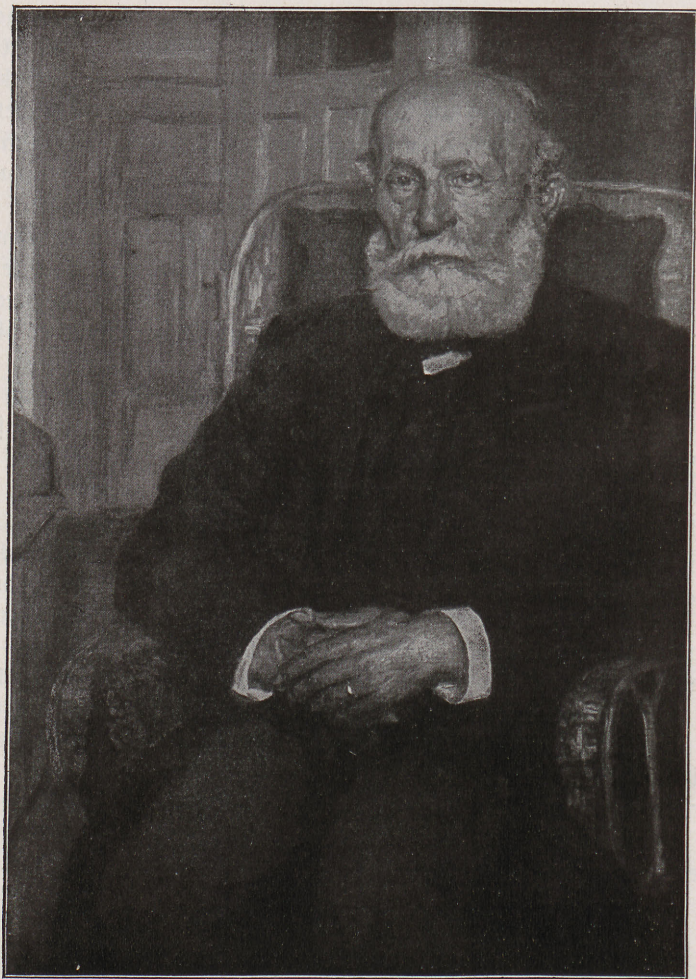
I.

J. V. Cissarz ist 1873 in Danzig geboren. Seine Jugenderinnerungen fußen in Mitteldeutschland, Heiligenstadt ist die Stätte seiner glücklichen Gymnasiastensjahre. Der junge Künstler entwickelte sich dann auf der Akademie in Dresden, und der Gereifte findet in der Darmstädter Künstlerkolonie an den Stuttgarter Lehrwerkstätten und in Frankfurt am Main als Leiter der Abteilung für dekorative Malerei, also im deutschen Südwesten, seine Wirkungsstätten. Hat so auch mittel-, west- und süddeutsche Umwelt ihre Kulturwirkungen getan: Cissarz menschliche Art ist doch ganz „ostdeutsch“ geblieben. Es ist ja immer ein wenig schwierig, diese Unterschiede zu machen, weil fast zu viel Ausnahmen die Regel bestätigen. Aber es bleibt eben doch wahr, daß der ostdeutsche Mensch etwa im Gegensatz zum Rheinländer eine größere Wärme des Herzens hat, und daß die stärkere Beweglichkeit seines Temperaments ihm vom Norddeutschen — Friesen, Niedersachse, Schleswig-Holsteiner — deutlich scheidet. Die starke Blutauffrischung, die namentlich nach der großen Pest von 1711/12 Ostdeutschland im 18. Jahrhundert, und zwar zu sehr großem Prozentsatz vom deutschen Süden aus, erfuhr, wird, scheint mir, noch immer nicht richtig eingewertet. Der Ostdeutsche ist durchaus nicht so schlechtweg ein Norddeutscher. Ja, der Ostdeutsche ist als das Ergebnis der stärksten Mischung deutscher Stämme — ich sage das nur halb im Scherz — vielleicht der „reinste“, das heißt der vom besonderen Stammesgefühl am stärksten gelöste Deutsche. Die slawische Beimischung, auf die bei Cissarz der Name des Vaters schließen läßt, die aber ein Blick auf das Bild des Vaters schon sehr kleinprozentig macht, ist ja in den eigentlich deutschen Gegenden des Ostens, vor allem in den Städten, viel geringer als es sich der sogenannte reinblütige West- und Norddeutsche denkt.

II.

J. V. Cissarz's Grundwesen ist ganz deutsch. Ein hoher sittlicher Ernst steht auf der wunschebewegten, zielreichen Lebensfahrt dieses Künstlers im letzten unbeirrt am Steuer. Wenn widrige Lebenswinde zu Umwegen zwangen, so wurden auch diese Fahrtstrecken mit unverdrossener Kraft und mit offenem Blick für das zurückgelegt, was dabei Wertvolles die Seele an Bord nehmen konnte. Aber immer lenkte mit zähem Willen und stillem Wissen um sein eigenstes Wesen die Hand dieses Steuermanns wieder um nach seinem stärksten Ziel, in großer freier Malerei sein Schauen der Natur und die Schönheit des beseelten Menschenleibes zu künden!

Diese Kraft und dieser Ernst, der das große Ziel nie vergißt, und scheine es noch so fernabgerückt, strahlt wie eine seltsame Heiligung über jedes, auch das kleinste Blatt, das aus seiner Hand geht.



Johann Vincenz Cissarz: Der Vater des Künstlers
Gemälde

Mit Genehmigung des Verlages Velhagen & Klasing

Denn die schönste Ergänzung dieses Trachtens nach seinem großen Werke, das nie zur Starrheit wird, ist die freieste Beweglichkeit des Geistes und Talenten in Cissarz, der in jeder Aufgabe, die das Leben zu ihm bringt, die Möglichkeit eines Teilzieles sieht. Und

der gleiche Ernst, der im ganzen zum Hohen und Großen treibt, setzt sich nun als schlicht bürgerliche Gewissenhaftigkeit auch hinter die künstlerische Kulturpflicht solch kleinerer und kleinster Aufgaben und — strebt nach Vollendung!

Ich glaube, man könnte nachweisen, daß bei allen glücklich gemischten Künstlernaturen die Goethische Mischung von den Eltern her ungefähr vorhanden sein müsse. Hier trifft es. Vom Vater her, der Beamter war, ein tiefes, den ganzen Menschen durchdringendes



Johann Vincenz Cissarz: „Ostseeküste“
(Stimmung grau und grün) Gemälde

Verantwortlichkeitsgefühl, das sich bei dem ernstesten Manne selbst im Praktischen als preußisches Pflichtgefühl und im Seelischen als eine tiefe Religiosität, eine starke, ja strenge, kirchlich katholische Gläubigkeit ausprägte. Fast mehr als nur „des Lebens ernstes Führen“ kam also vom Vater! Von der Mutter aber kam das Künstler-temperament, kam diese allen Eindrücken weit offene warmherzige Seele, und von ihr auch — trotz des väterlichen Namens — wunderlicherweise eher ein Einschlag von Slawenblut, der vielleicht die Ursache dafür ist, daß in der „Cissarz-Stimmung“ öfter, unlösbar verbunden mit deutscher Kraft, ein Klang elegischer Weichheit, schwärmerischer Schwermut mitklingt.

III.

Was unserem Künstler das Leben zunächst zum „Leben“ bot, waren die Aufgaben unseres erneuerten Alltags. Ende des vergangenen Jahrhunderts, begann noch, durch viele Irrtümer tastend, jene große Bewegung, die mit dem Worte „Kunstgewerbe“ so unvollkommen wie möglich bezeichnet wird, die vielmehr, weiter und weiter greifend, die arg verwahrlosten sichtbaren Formen unseres Kulturlebens würdig neu gebildet hat. Sie zog die jungen Talente in ihren Strom. Die Fanfare des Neuen, das Plakat, wurde Cissarz erster junger Ruhm. Im Gegensatz zu der sprizigen und witzigen französischen Affiche, schuf vor allem er das deutsche Plakat, das ein ruhiger starker Ruf von vollem Klang wurde. Das Plakat, das ja immer noch durch die Farbe der Malerei verwandt blieb, wurde damals für Cissarz die Brücke hinüber zum Buchgewerbe und zur angewandten Graphik. Seine geistige Beweglichkeit und sein kulturelles Pflichtgefühl, mitzuarbeiten an dem, was der Zeit zunächst not tat, an der Durchdringung des Alltags mit ehrlichem, künstlerischem Ausdruck deutscher Art, beides führten ihn diesen Weg. Und so wurde er, der bei aller Weite des Talents am Unmittelbarsten durch die Farbe spricht, so wurde „eines der stärksten Maltalente in Deutschland“, wie Wilhelm Schäfer schon früh erkannte, zunächst als Zeichner, Buchgewerbler, Ornamentiker, Flächenkünstler berühmt. Die Reihe edler durchgebildeter Bücher im besonderen, die wir Cissarz verdanken, ist groß. Immer haben sie Vornehmheit, Haltung, Würde. Die Fülle der Einfälle wird vom erlesenen Geschmack gebändigt, der das Maß, das schöne Maß findet. Etwas frei Schönheitliches, ein Renaissancegefühl, das immer ein wenig „die Vertraulichkeit entfernt“, aber nie erkaltet, weht durch alles dies.

Das sind die Darmstädter Jahre im Kreise der Künstlerkolonie, das greift in das Jahrzehnt 1906 bis 1916 über, da Cissarz an den Lehr- und Versuchswerkstätten in Stuttgart schon eine jüngere Generation erzieht. Cissarz selbst aber beschränkte sich als kunstgewerblich Schaffender durchaus nicht auf Graphik und Buchgewerbe. Nicht nur ein jedes Gebiet der Flächenkunst, Tapeten, Wirkwaren, Glasfenster, Intarsien, Linoleumornamente usw., auch räumliche Gebilde fast jeder Art, Schmuck und Gerät, Kronleuchter usw., Möbel aller Gattungen, vollständige Inneneinrichtungen, ja Gartenanlagen hat er gestaltet. In allem, was er bildet, baut er von Grund auf. Erst das Material, seine Eigenschaften und Möglichkeiten gründlich kennen, dann den Zweck liebevoll und nachgiebig bedenken, und erst dann jenes Höhere suchen, das entsteht, wenn der „Gebrauchssinn“ eines Gegenstandes von der Form und der Farbe

gedeutet werden soll. Es war eben hinter dieser für den Zweck schaffenden Hand soviel mehr als „erforderlich“ war! Eine Seele, die das Hohe suchte, ein Mensch, der alles Leben durch Schönheit steigern wollte und konnte.

Aber der frei Schaffende, dessen Ruf durch die Voigtländer-Lithographie „Mondnacht auf Sylt“ lebendig blieb, war in dieser



Johann Vincenz Cissarz: „Bäume an der Föhrer Marisch“, Radierung
Mit Genehmigung des Verlages Welhagen & Löffing

Zeit wohl zurückgedrängt durch die Fülle der Aufgaben, aber nicht werklos. Die Oeffentlichkeit bekam davon allerdings nicht viel zu sehen. In Sommern an der See macht Cissarz eine höchst selbständige neue Naturlehrzeit durch, die sein immer erlesenes sicheres Farbdauge mit einem dem Impressionismus angenäherten Licht- und Luftsehen verfeinert. In unserer Landschaft von Rügen

und der Radierung aus der Föhrer Marsch wirkt sich das aus. Der Reihe großdekorativer Wandgemälde: „Aus einer Beethoven-Symphonie“ für die Weltausstellung in St. Louis, der „Quelle“ für die Villa Frank in Köln usw., folgen seine Monumentalbilder für die Trinkstube des Rathauses in Stuttgart. Der Ernst der künstlerischen Gestaltung, der hinter dem festfröhlichen Stoffe steht, strahlt



Johann Vincenz Cissarz: „Liebe“

Farbstiftzeichnung

Mit Genehmigung des Verlages F. Weber, Leipzig

von diesen Flächen als eine eigentümlich edle, feierliche Stimmung, die die bloße „Lustigkeit“ zu einem schön beseelten, frei vertieften Genießen des Daseins dämpft und doch steigert.

IV.

Das letzte Jahrzehnt ist das Jahrzehnt der vollen Meisterreife. Seit Cissarz 1916 von Frankfurt a. M. zur Leitung der Abteilung für dekorative Malerei an der Kunstschule be-

rufen wurde, ist er auch als Lehrender zur Malerei zurückgekehrt. Das Schaffen für Gebrauchsgraphik, das in einigen Ehrenurkunden von hohem Stilbewußtsein gipfelt, geht daneben weiter. Aber im freischaffenden Künstler tritt nun außer dem Landschaftler, der in einer Reihe von Lithographien und Radierungen, vor allem von der Nordsee sich auslebt, immer stärker der Gestalter seelisch gesteigerter Dinge hervor. Der Künstler erlebt darin eine Wiederkehr

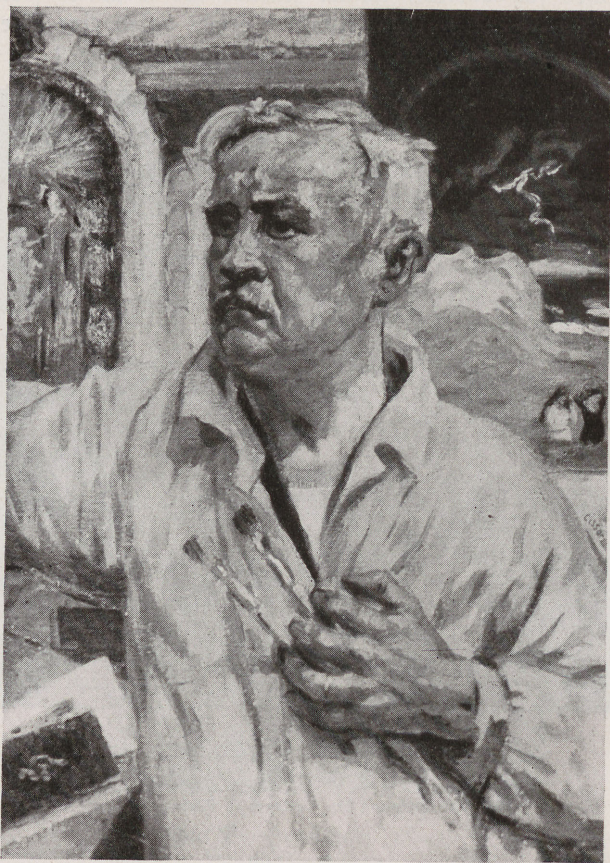


Johann Vincenz Cissarz: „Mit Gott reden“
Gemälde

Mit Genehmigung des Verlages J. Weber, Leipzig

auf höherer Stufe zu seinen Anfängen. Denn schon ehe er sein erstes Plakat zeichnete, hatte er als Kirchenmaler begonnen. Es ist ja mehr die himmlische als die irdische Liebe, die aus seiner Farbstiftzeichnung „Liebe“ zu uns spricht. Und in seinem „Mit Gott reden“, wenn das Thema auch vielleicht mehr einem graphischen Blatt als einem Gemälde geziemt, ist stärkstes Leben aufwärts rufenden und ringenden Menschentums. Nur so ist es verständlich, daß Cissarz viel Kraft und Zeit an ein dienendes Werk kirchlicher Kunst gesetzt hat. In einem bisher kahlweißen Kirchenraum von mäßig guten Verhältnissen in Königstein am Taunus stand ein Altar

und eine Kanzel, Meisterwerke aus dem 18. Jahrhundert und war an der Decke ein Barockfresko mäßiger Schule. Daraus ist nun durch dekorative Ausmalung des ganzen Raumes ein Gesamteindruck von bezwingender Stimmungsgewalt geworden. Eine rein ornamentale Arbeit wurde ein Werk von großer Zeitwichtigkeit



Johann Vincenz Cissarz: „Selbstbild“
Gemälde

Wer die Sprache seelischer Dinge zu lesen versteht, sieht in dem „Selbstbild“ mehr als eines jener oft guten, gelassenen Selbstporträts, die wir in unseren Ausstellungen finden. Dieses „Selbstbild“, das im vergangenen Jahre auf der Internationalen Ausstellung in Venedig war, und bei dem es mir besonders leid tut, es nicht farbig zeigen zu können — denn der Meisterklang der Farbe ist stärkster Stimmungsträger —, zeigt einen Menschen im Besitz und

im Kampf. Einen Künstler, der seine stärksten Erfüllungen noch sucht und will! Einem, der als Könnner vollreif — das beweist die Leinwand — aber als Wollender noch in fast stürmendem Aufstreben ist!

Seine letzte große Schöpfung, seine „Pieta“, der er den Titel



Johann Vincenz Cissarz:
„Finale“, Gemälde

„Finale“ gegeben hat, ist stille Erfüllung dieses stürmenden Seelenwillens. Die stilstrenge Herbigkeit der Form wird hier erstaunlich lind und lyrisch musikalisch durch einen Farbklang von schlichter holder Innigkeit. Wo ist die Kirche, welche dies Werk in ihren Altar baut? Wo sind die Kirchen, die Schöpfungen von solcher künstlerischen Seelenhöhe begehren?

V.

Hier ist ein Künstler am Ziel. Ein Immerwirkender, der nicht trozig abseits träumt, sondern jeder Aufgabe ihren Kultursinn gibt, dessen fleißige Hand leise und ohne Uebersteigerung dem geringsten Dinge, Grazie und zumeist stillen, ernststen Schönheitsadel verleiht. Ein leicht beweglicher Geist, der nichts schroff abweist, er habe es denn geprüft und leer befunden, der jeder Anregung offen, nach innerem Gewinn sucht — streng im Urteil, vor allem gegen sich selbst. Ein Meister im Können der Hand, der doch unablässig — ein ewiger Student — von neuem um den Vollbesitz der Naturwirklichkeit wirbt. Ein Schauender, dem es nicht genügt, den glatten Spiegel der Dinge geschmackvoll abzustimmen, der ihr Symbol sucht. „Ist nicht der Kern der Natur Menschen im Herzen?“ Eine von Herz und Hirn her reich kultivierte Seele, die zwar Grenzen und Gesetze ihrer Kunst kennt und fühlt, aber gerade aus dieser Kraft zum Maßhalten nicht nur die Gabe der Grazie, sondern auch die Kraft zur Größe empfängt.

Im Frühling

Siehe über den Dächern den Mond, den Gefährten der Liebenden,
wie er friedlich erscheint silberner Güte voll,
aber im Garten lauschen die Blüten, die frühe zerstiebenden,
leise der Windmelodie in Moll.

Spürst du wieder den süßen Geruch der Erde,
das Murmeln der Bäche, das Schluchzen der Nachtigall?
Reite mit mir durch die Täler auf dampfendem Pferde,
tauche mit mir in das All!

Gestern noch gingen wir durch die Gassen wie Kranke und Irrende,
unser Herz war leer, unser Schritt war schwer,
heute doch löst sich zur Klarheit alles Verwirrende:
Ewiges Leben blüht um uns her!

Unter des Himmels blauer kristallener Schale
fließen wir neu in das Werden ein,
und wir begreifen mit einem Male
unser Glück, in der Welt zu sein! . . .

Helmuth Richter

Bonn und das deutsche Beethovenfest 1927

Manche Tafel zum Gedenken an einen berühmten Sohn unseres Vaterlandes ziert dieses oder jenes alte Haus der rheinischen Musenstadt. Da lesen wir Namen wie Heine, A. von Schlegel, Kinkel, Simrock, Geibel, Hoffmann v. Fallersleben, um nur einige Dichter



Beethoven, von Schimon
Aus dem Verlag des Vereins „Beethovenhaus“

zu nennen, die in Bonn kürzeren oder längeren Wohnsitz nahmen. Nicht minder groß ist die Zahl bedeutender Gelehrten, die hier lebten und wirkten. Mit ganz besonderem Stolz zeigt der Einheimische Arndts Heim und Grab, Schumanns Grabstätte und Gedenkstein und dann jenes Haus, in dem einer der Größten unserer Erde, Ludwig van Beethoven, das Licht der Welt erblickte. Dieses wohlerhaltene Gebäude atmet noch ganz den Geist jener kurfürst-

lichen Epoche, die dem Barock in jeder Weise huldigte. Bonn selbst verdankt diesen Herrschern im Kurhut und mit dem erzbischöflichen Krummstab sehr viel: die Erinnerung an eine hohe Blüte, prächtige Bauten, lange Alleen, den breiten Hofgarten und eben jenen einzig-



Beethovens Geburtshaus in Bonn (Gartenseite)

artigen Genius im Reiche der Tonwelt. Wer einmal durch die Anlagen gewandelt, von der Höhe des alten Zolls den Strom, die sieben Berge, den Rodderberg mit seinem Rolandbogen, die romanische Doppelkirche zu Schwarzrheindorf, die zum Teil niederzum Teil mittelhheinische Landschaft in ihrem Blütenzauber geschaut hat, der wird Beethovens immer wiederkehrende Sehnsucht nach dem Rhein und seiner Vaterstadt von Wien aus verstehen. Ver-

gangenheit und Gegenwart reichen sich an dieser Stätte der Musen und des Frohsinns, der Kunst und der regen Arbeit freundlich die Hand. Ein längerer Aufenthalt in dem an alten Bauten, Kirchen, Museen und Erinnerungsstätten reichen Ort mit seiner einzigartigen Umgebung wird sich jedem lohnen.

Vom 22. bis 30. Mai wird Bonn in seinen Mauern wie alljährlich sein Beethovenfest feiern, das zur Erinnerung an des Meisters 100. Todestag eine ganz besonders reiche und tiefe Ausgestaltung erfahren wird. Gilt es doch zugleich als das Deutsche Beethovenfest, dessen Protektor unser Reichspräsident von Hindenburg selber ist. An Werken des unvergänglichen Komponisten sind



Beethovens Geburtszimmer

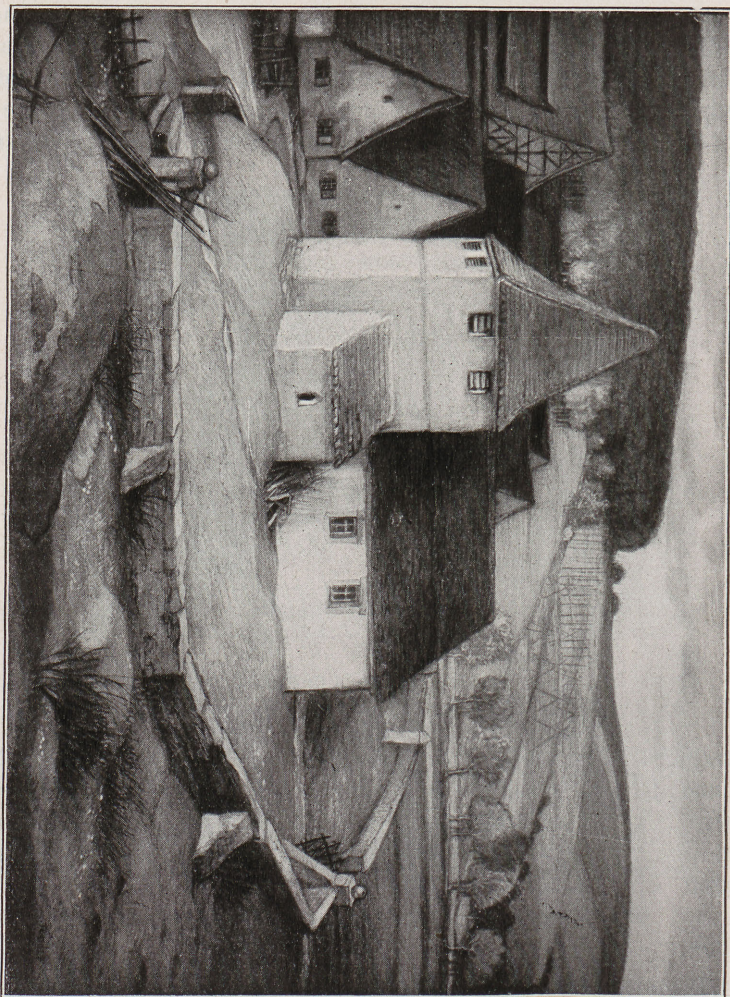
vorgesehen: die Missa solemnis, die IX. Symphonie, sowie die I. und III. Symphonie. In Kammermusikkonzerten werden ertönen: des Streichquartetts op. 59 Nr. 2, e-moll, op. 132, a-moll, Trio für Klavier, Klarinette und Violoncello op. 11, B-Dur, Septett op. 20, Es-Dur, Klavierkonzert Nr. 5, Es-Dur, Sonate op. 111 für Klavier, ein Violinkonzert, Liedfolge: „An die ferne Geliebte“.

Die ersten Kräfte Deutschlands sind als Interpreten gewonnen, außer dem Bonner Generalmusikdirektor F. Max Anton, Generalmusikdirektor F. Busch (Dresden) und Dr. Siegmund v. Hausegger (München). An Solisten: Ellen Ney, Fritz Busch, Edwin Fischer, das Wendling-Quartett nebst einigen andern bedeutenden Stuttgarter Künstlern, Amalie Merz-Tunner, Maria Philippi, Gertrude Soerstel, Karl Erb, Albert Fischer u. a. Namen von Klang.

Rudolf Schießl

Von Carl Lange

Bilder sprechen zu uns mehr als Worte. Gesunde, bodenständige Kraft in der Darstellung der Menschen und beseelte Landschaften



Rudolf Schießl: „Gründliche Dorfkapelle“
Mit Genehmigung des Bühnenvereins-Berlins

nehmen bei Rudolf Schießl gefangen. Sein Name und der seines Bruders Matthäus begegnen uns häufig; immer sind es die schlichte Klarheit und die reine Atmosphäre, die uns ihre Bilder lieb gewinnen läßt. Das ist wohl auch der Grund, daß unser Volk ihrer Kunst nahesteht.

Ob es der Bauer draußen auf dem Felde, die Mutter mit dem Kinde, die Dächer eines Dorfes im Schnee, die reisenden Felder sind — immer ist es das Typische, das Rudolf Schiestl festzuhalten weiß: der Atem des Vorfrühlings, des Winters, die unendliche Weite,



Rudolf Schiestl: „Junge Mutter“

Mit Genehmigung des Bühnenvolksbund-Verlages Berlin

die Stimmung, die uns entgegenkommt. Das zwischen den Linien Gesagte wie das ungesprochene Wort des Schauspielers, das oft Lebendigste, adelt sein Schaffen. Die Reinheit der Anschauung in unserer „über diesen Dingen stehenden“ Zeit weiß doch noch Vielen viel zu sagen und tiefere Wirkungen als das Laute,

Aufdringliche, Gesuchte, Konstruierte auszulösen. Und dafür gebührt dem Maler, der sich durch keine Ismen beirren läßt, Dank.

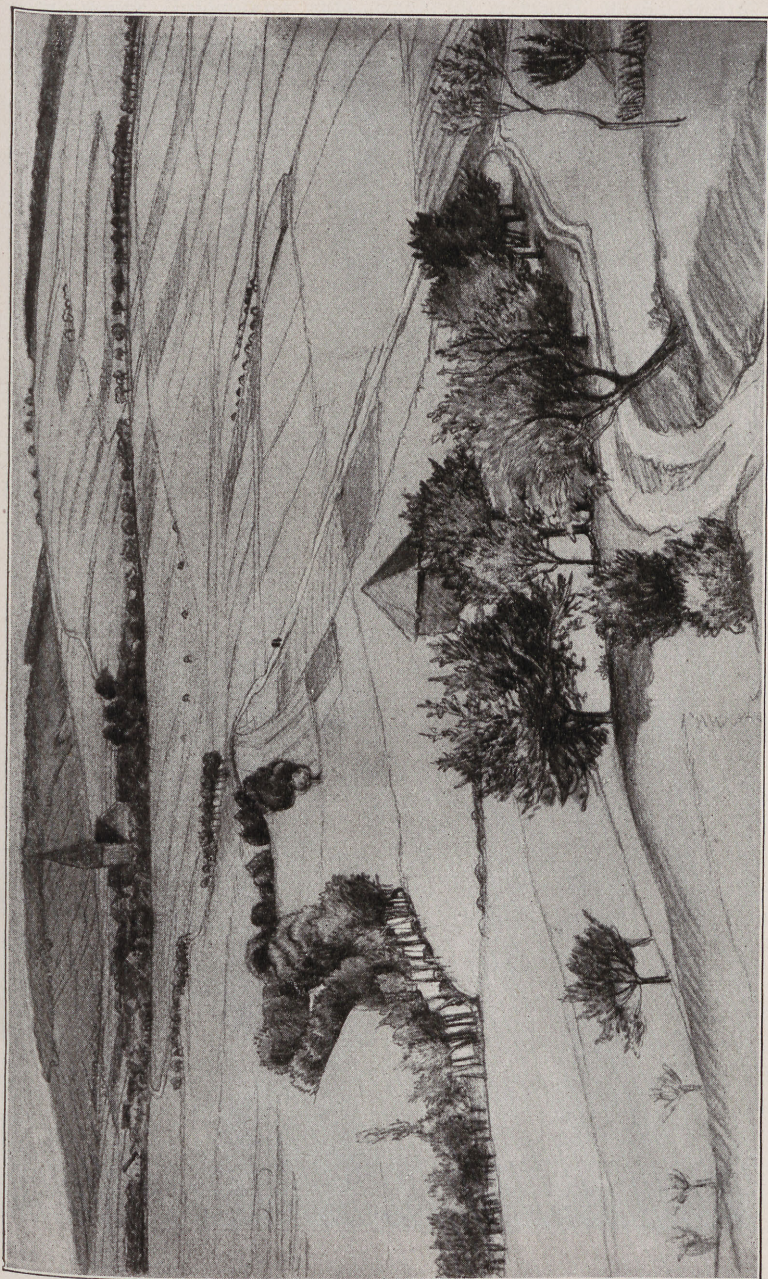
Wir wundern uns nicht, wenn wir hören, daß Rudolf Schiefl erst Bildhauer werden wollte, denn seine Gestaltungskraft hat das Plastische durchaus behalten. Heimaterde, ein Lied zum Lobe der



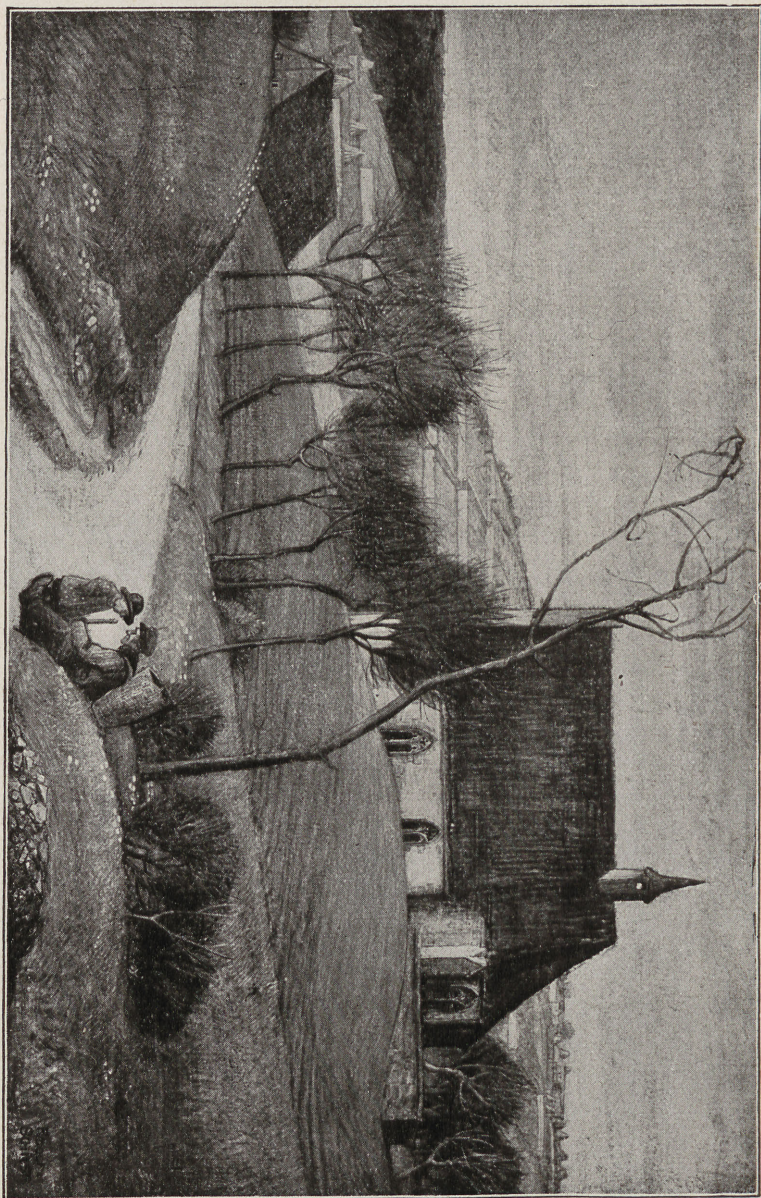
Rudolf Schiefl: „Bergdorf“

mit Genehmigung des Bühnenvereins-Vereins, Berlin

Heimat, sind seine Bilder aus dem Frankenlande; alles bei ihm entspringt letzten Endes aus einer tiefen Liebe zur Scholle. Aber in ihm ist jene Wärme und Innigkeit, die einen Hans Thoma auszeichnete. Immer kreist sein Herz im Rhythmus seiner Bilder, die bei allem technischen Können tiefes Empfinden mit-



Rudolf Schiefl: „Tauberlandsschaft“
Mit Genehmigung des Bühnenverlags, Berlin



Grubolf & Pfeil: „Main-fränkische Landschaft“
mit Genehmigung des Bühnenverlags-Verlages, Berlin

schwingen lassen, so daß hier eine Ueberzeugung, ein Wille, eine bestimmte Anschauung zum Ausdruck gebracht wird. Hinter dem Können eines Künstlers steht jenes fast Unsagbare, das unser Herz bewegt und erfüllt. Bei Rudolf Schiestl ist es die Liebe zur Heimat und zum Menschen, die erwärmt und uns seine Gestalten lieb werden läßt, so daß wir das Verwandte all seiner Bilder, das so Verschiedene und doch immer Wiederkehrende sehen und empfinden. Letzten Endes steht hinter seinen Bildern der Glaube an das Göttliche im Menschen, die Freude, die uns die Natur schenkt, die Kraft, die sie im Menschen auslösen soll.

Unvergesslich sind mir die Bilder des Landsturmmannes Rudolf Schiestl aus der „Ziller Kriegszeitung“. Ich bekam diese Blätter als Schriftleiter der „Borkumer Kriegszeitung“ zugesandt und habe etwas von dem Segen verspürt, den diese Zeichnungen in die Herzen der Feldgrauen brachten. Viele vergaßen in jener Zeit, daß der durch harte Schicksale geformte Soldat allen künstlerischen Dingen nur um so empfänglicher und dankbarer gegenüberstand. Und Schiestl hat nicht nur den Krieg an sich und Bilder der Feldgrauen dargestellt, sondern ihm stand das rein Menschliche vor Augen, das auch die Schmerzen und Leiden des Feindes mitklingen ließ.

Wir haben schon anfangs von dem seiner Kunst verwandten Bruder Matthäus gesprochen. Im Bildschnitzerhaus des Vaters, der aus dem Zillertal kommend, in Würzburg ansässig wurde, haben beide von Jugend auf der Kunst und der Natur am nächsten gestanden. In München besuchten die Brüder die Akademie. Beide waren in einer Glasmalerei in Innsbruck tätig und schöne Wandereien ins Maintal und nach Italien wurden unternommen, wovon ihre Skizzenbücher erzählen. Der dritte Bruder, Heinz, ist bei der Bildschnitzerei geblieben und noch heute in Würzburg im gleichen Künstlerberuf. Rudolf Schiestl fand im Frankenland seine Heimat; er ist jetzt als Professor an der Kunstgewerbeschule in Nürnberg tätig.

Es ist ein Verdienst des Verlages des Bühnenvolksbundes, über dessen Bücher wir im 11. Heft des siebenten Jahrgangs eingehender gesprochen haben, daß er mit einem schon in dritter Auflage erschienenen Rudolf Schiestlbuch uns ein wertvolles Werk für Haus und Familie geschenkt hat. Viele bunte und einfarbige, ausgezeichnet wiedergegebene Bilder empfehlen das preiswerte Buch zur Anschaffung. Leo Weismantel führt uns in der Einleitung in Art und Wesen des Malers, in Technik und Weltanschauung des Künstlers ein.

Gedichte

Von Herbert Sellke

Abend in den Kampen

Die Sonne ist am Scheiden,
 der Wind geht durch die Weiden,
 ein Vogel pfeift sein Lied im Rohr.

Die Welle streicht das Ufer,
 als locke sie den Rufer
 mit List aus dem Versteck hervor.

Die Sonnenstrahlen gaukeln
 im Wasser. Rähne schaukeln
 am Ufer mit gemessner Hast.

Die Fischersleut' im Hause,
 die halten Abendpause
 und freu'n sich der verdienten Rast.

Gemach verhallt das Leben,
 man hört nur noch das Schweben
 des Röhrichs, das im Winde schwankt —
 Nichts mehr von Groll und Grimme,
 nur eine Kinderstimme,
 die Gott für seinen Segen dankt.

Bute on bänne

Bute äm Wind
 slicht di dat Hoar omme Kopp,
 bänne äm Hus
 schmurzelt de Hänn äm Topp.

Bute de Wind
 moßt grot Jeschuhsch on Teroar,
 bänne äm Hus
 strofelt di Mutter dat Hoar.

Bute äm Wind
 allet so grot on so wied,
 bänne äm Hus
 aes ober uß gode Tied.

Bute de Wind
 von Gott de Allmächtje vätällt,
 bänne äm Hus
 aes ma ganz kleen disse Wält.

Bute de Wind
 proht mät Bäjnäse on Pläč,
 bänne äm Hus
 hält et mät Klammre di tregg.

Herbert Sellke

Von Dr. Erich Slowikowski

Unter den modernen Führern und Vorkämpfern auf dem Gebiete der Leibesübungen, deren kultureller Wert unbestritten ist, nimmt der Danziger Literat Herbert Sellke einen besonderen Platz ein. Die Verbindung von Dichtung und Sport ist nicht erstmalig. Frank Thieß und Heinz Steguweit, die im Reiche schafften, und Carl Lange, der Tennismeister, Lyriker und Herausgeber dieser Zeitschrift sind Beispiele. Durch dichterische Arbeiten seit langem bekannt, trat Sellke vor einer Reihe von Jahren als kühner Neuerer auf dem Gebiete des „Sports“, um einen Sammelbegriff zu gebrauchen, vor die Öffentlichkeit.

Sellkes Familie stammt aus dem Danziger Werder. Väterlicherseits ist sein Geschlecht, das seinen Wohnsitz auf der Freischulzerei Steegen hatte, im Großen Werder gradlinig bis ins fünfzehnte Jahrhundert nachweisbar. Auch seine Mutter entstammt der ländlichen Bevölkerung der Danziger Niederung. Bauern und Schmiede waren ihre Vorfahren.

So findet Sellkes Liebe für die plattdeutsche Mundart eine natürliche Erklärung. Da ist nichts Künstliches, nichts philologisch im Studierzimmer Erklaubtes. In ihm singt das Lied der Väter, und die Redeweise und Lebensart der Altvorderen bricht durch und sucht künstlerische Gestaltung. Und so ist ihm die Priorität zuzuschreiben, erstmalig ernste Stoffe in der Sprache des Weichselmündungsgebietes gestaltet zu haben. So entstand im Jahre 1924 sein Buch „Nohbersch Lied“ in plattdeutscher Mundart.

In einer Spanne von etwa zwanzig Jahren ist Sellke auf verschiedensten Gebieten der Literatur mit eigenen Werken erschienen. Zu seinen frühesten Leistungen gehört „Der Kuß der Judith Simon“. Sellke selbst nennt es ein „legendäres Drama“. Zwar fehlt ihm noch die technische Abrundung und Geschliffenheit, dafür ist aber das Schicksal jener Judith Simon mit dramatischer Wucht gestaltet. Das Mittelalter mit Ritterleben und Sängertum bildet den zeitlichen Hintergrund für eine zweite literarische Arbeit aus jener Zeit: „Das Idol der Königin“. Sellke gibt diesem Drama zurückhaltend den Untertitel eine „hispanische Romanze für die Bühne“. Das Drama, in eine Rahmenhandlung gestellt, spielt an einem spanischen Königshofe und behandelt eine Königsliebe und ihr Schicksal. Prägnant im Ausdruck und dramatisch gut gestuft rollen sich die Erlebnisse in diesem Werk ab. Von stärkster dramatischer Wucht jedoch war Sellkes Ostermysterium „Tage von Golgatha“, das vor vier Jahren im Danziger Stadttheater zur Aufführung kam. Es spiegelt die Wirkungen wieder, die die

Leidensgeschichte Jesu im jüdischen Volke fand. Nicht die historischen Persönlichkeiten, sondern das Volk wird in den Brennpunkt der Ereignisse gestellt, und der Zuschauer erlebt mit ihnen jene „letzten Tage“ des Heilands.



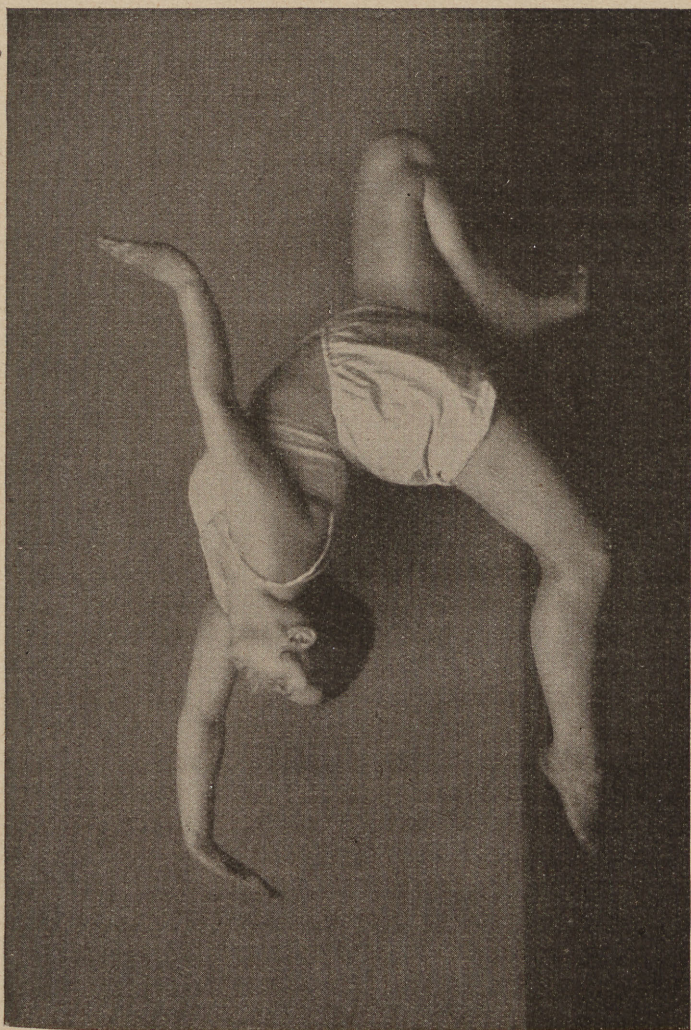
Bizarrer Sprungschritt

Phot. Gottheil & Sohn,
Danzig

Aus Sellke-Donop, „Vom Sport zur Kunst“, Verlag Dietz & Co., Stuttgart

Es ist natürlich, daß auf den Dichter Sellke das alte Danzig mit seinen sagen- und geschichteumwobenen Bauwerken tiefen Eindruck machte. Es reizte ihn die Aufgabe, jene Sagen dichterisch zu erfassen, daß ihnen zwar ihr Sinn bliebe, aber alle Lehrhaftig-

keit abgestreift würde. So erschienen während des Krieges die „Danziger Nachtgesichte“. „Magister Zwiebelmus“, wie Sellke ihn nennt, hat jene Nachtgesichte, und mit dieser ergötzlichen Figur durchlebt der Leser die Danziger Sagengeschichte. Das Buch ist



Phot. Gottlieb & Sohn,
Danzig

Ausdruckplastik

Diese Bewegungsform wurde in der Josephslegende von Strauß im Tanz der Salomith verwandt
Aus Sellke-Doppel, „Vom Sport zur Kunst“, Verlag Dietz & Co., Stuttgart

voll Spannung und enthält viele Proben jenes spöttisch-gütigen Humors, der Sellke eigen ist. Zu Ausgang des Krieges, im Jahre 1918, erscheint ein Band Gedichte: „Das goldene Tor“, in dem besonders der zweite Teil, „Von mir und Dir“, durch die Beherrschung der Form und gedankliche Tiefe am wertvollsten erscheint.

Gegenpol zu dem obenerwähnten plattdeutschen Novellenbuch „Notherschlied“ bildet der im Jahre 1920 bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Roman „Maria am Gestade“. Das Werk erschien unter der Sammlung der Abenteuerromane des bekannten Verlages und schildert in fesselnder Form Schicksal und Abenteuer einer dämonischen Frauengestalt. Hiermit wären in großen Etappen die dichterischen Werke Sellkes besprochen.

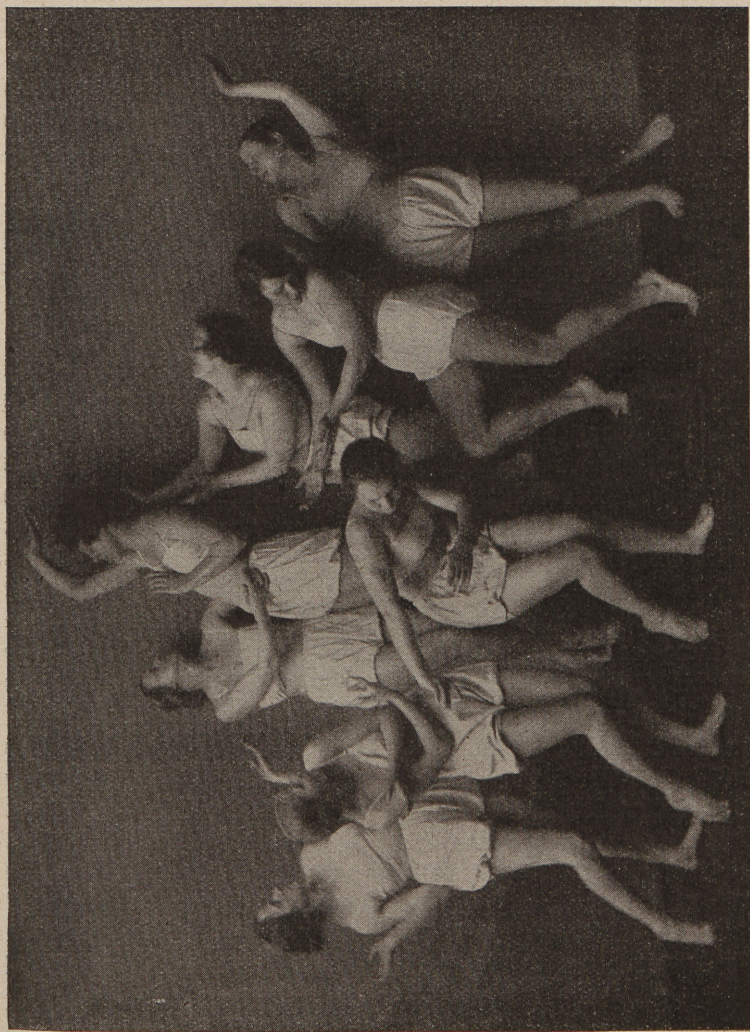
Betrachtet man die Dichtungen Sellkes zusammenfassend, so zeichnen sie sich durch die stillichere Behandlung des Wortes aus. In Prosa, im Dialog oder in der gebundenen Form des Gedichtes sind Geschliffenheit des Ausdrucks und gediegene Beherrschung der Form besonders erwähnenswert.

Wir wenden uns nunmehr seinem Wirken auf dem Gebiete der modernen Körperkultur zu, das ihn weit über den engen Heimatbezirk zu einem Vorkämpfer und Erneuerer werden ließ. Ueber sieben Jahre ist es her, daß Sellke seine Arbeit auf diesem Gebiet begann, die ihn im Laufe der Zeit zum Pionier der künstlerischen Sporterziehung im ganzen Osten machte. Mit der Maschinerie des Sports durch Neigung und Beruf — Sellke ist Sportredakteur der „Danziger Neuesten Nachrichten“ — von den Ursprüngen dieser Bewegung an vertraut, betrat er als einer der ersten jenes Neuland, das unter dem Namen Gymnastik jene weitverzweigten Bestrebungen sammelte, die im Sport mehr erblickten als rein körperliche Betätigung oder eine moderne Art der Sensationslust. Auf den Dramatiker in Sellke mußte es einen besonderen Reiz ausüben, in dem sportgeschulten Körper ein neues Ausdrucksmittel für dramatische Gestaltung zu besitzen, und doch ließ sich vor jenen Jahren kaum ahnen, welche Möglichkeiten, welche Entwicklungen auf diesem Gebiete vorhanden waren. In stiller, emsiger Arbeit wurde eine große Reihe von Anhängern und Anhängerinnen in der „Danziger Tanzkultur“ für die späteren Ziele herangebildet. Galt es doch, zuerst das Material, wie es sich im menschlichen Körper bot, so durchzuarbeiten, daß dieses Instrument alle Schwingungen, alle Tonschattierungen willig hergab, um alle Ausdrucksmöglichkeiten zu besitzen, damit später einmal, wenn der Kunst gedient werden sollte, keine technischen Schwierigkeiten mehr vorhanden wären. Sellkes Wille war, das gesprochene Wort, den mit ihm formulierten Gedanken durch eine rein körperliche Bewegungsform zu ersetzen, ihn gewissermaßen durch den menschlichen Körper voll auszudeuten.

An diesem Punkte gewinnt schon die Trennung gegenüber der sonstigen Sportbetätigung. Gewiß ist für jeden Sport die Körperbeherrschung die Grundlage seiner Ausübung. Aber hier muß sich Körperbeherrschung unbedingt mit Körperschönheit verbinden, um

nicht von vornherein große Gebiete dramatischer Gestaltung durch körperliche Darstellung meiden zu müssen.

Einen Weg hierzu bot die moderne Gymnastik, deren Zweck es sein sollte — und leider nicht immer ist — allen die Möglichkeit zu



Phot. Gottheil & Sohn,
Danzig

Verschiedene Armstellungen zu einer Gruppe geordnet

Aus Sellke-Donop, „Vom Sport zur Kunst“, Verlag Dietz & Co., Stuttgart

geben, ihren Körper durcharbeiten, ungeachtet dessen, ob sich hieran später eine Spezialausbildung für irgendeinen Sportzweig anschließt. Sellke nahm die Gymnastik vor jenen Jahren sofort auf. Er brauchte ja rein technisch für seine künstlerischen Absichten genau so notwendig das „Training“ wie für die Tänzerinnen des klassischen Balletts die

Uebungsstange unerlässlich ist. Im Verein mit namhaften Sportführern wurde die allgemeine Gymnastik nunmehr für Sellkes spezielle Wege erweitert und eine Zweckgymnastik geschaffen. Hiermit schließt gewissermaßen die technische Ausbildung, und der viel mühevollere Weg zur dramatischen Gestaltung beginnt. Und es muß an dieser Stelle einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß bei Sellke in allen Teilen seines Schaffens, ob es sich nun um das gesprochene Wort in einem seiner literarischen Werke oder, wie hier, um die Synthese von Sport und Kunst handelt, das dramatische Moment immer Ziel und Zweck seines Gestaltungswillens bildet.

Die erste Etappe des nunmehr beschrittenen Weges vom Sport zur Kunst bildet demnach die „malerische Bewegung“, die Darstellung bestimmter Gefühlspostulate durch Bewegungsformen. Und mit diesen „malerischen Bewegungen“ begann Sellke auch erstmalig vor nunmehr sechs Jahren sein öffentliches Wirken. Ähnliches war sicher schon vorher gemacht worden, aber nie wurde so bewußt der menschliche Körper als Ausdruck sportlicher Erziehung ernsthaften, künstlerischen Werken zum ausführenden Instrument gemacht. Es war gewiß ein Wagnis, Beethovens „Anbetung des Ewigen“ durch den stilisiert bekleideten nackten Körper malerisch darzustellen, wobei Chorgesang hinter der Szene das eherne Thema angab, während auf der Bühne durch Bewegungsformen jene „Anbetung des Ewigen“ dargestellt wurde. Aufführungen ähnlicher Art schlossen sich an. Aus jener malerischen Bewegung entwickelte sich die „Musik des Körpers“, die nunmehr alle Saiten dramatischer Gestaltung erklingen ließ. Den entwicklungsmäßigen Uebergang bildet die Aufführung der „Geschichte vom Soldaten“ des Schweizers Ramuz im Danziger Stadttheater mit der eigenwilligen musikalischen Untermalung des Russen Strawinsky. Hierbei wurde noch der Weg zwischen Strawinskys Musik und Sellkes Darstellung durch den „Sprecher“ überbrückt. Sellke wich insofern bewußt vom Original ab, daß er das gesprochene Wort von der mimischen Darstellung trennte, um so die „Geste“ vollkommen selbständig zu machen. Der große Erfolg, den diese Aufführungen erzielten, ist in Danzig noch in bester Erinnerung. Es darf nicht unerwähnt bleiben, welchen Schwierigkeiten der Regisseur Sellke bei der Aufführung rein technisch gegenüberstand, wagten sich doch selbst im Reiche nur einige der besten Bühnen an die Aufführung dieses Werkes heran. Und alles dieses wurde nur mit einer Gruppe von Laiendarstellern erreicht, die neben ihrem bürgerlichen Beruf in begeistertem Idealismus, in ausdauerndster Arbeit sich zum Werkzeug des künstlerischen Willens ihres Führers machten. Nach der „Geschichte vom Soldaten“ muß „Peer Gynt“ in dieser Gedankenreihe genannt werden. Nachdem einmal Ibsens faustisches Drama durch die Musik Edvard Griegs

für die deutschen Bühnen gewonnen war, war für Sellke der Weg frei, „Peer Gynt“ aufzuführen ohne Hinzunahme des gesprochenen Wortes. Gewiß wich schon die frühere Aufführung mit Griegs Musik von Ibsens Absichten ab. Sellkes Regie gestaltete das Werk so um, daß Handlung und Entwicklung in dem Drama streng gewahrt wurden und durch Hinzufügung anderer Werke von Grieg kein Vakuum in der musikalischen Untermalung entstand. So bot sich die Möglichkeit, alle Gebiete künstlerischer Darstellung zu betreten. Die vielfachen Aufführungen im Danziger und Zoppoter Stadttheater, der Wunsch auswärtiger Theaterleiter nach Gastspielen auf



Elliptischer Reigen

Phot. Gottheil & Sohn,
Danzig

ihrer Bühne bewiesen, daß Sellke sich nunmehr voll durchgesetzt hatte. Krönung und letzter Erfolg von Sellkes Arbeit war die Aufführung von Richard Strauß' „Josephslegende“. Hier galt es, das große Tongemälde des modernen Meisters restlos durch Bewegung auszufüllen. Die Partitur enthält nur knappe szenarische Andeutungen, ihre Ausdeutung läßt dem Darsteller scheinbar alle Freiheit, zwingt ihn aber, immer der Entwicklung der „Legende“ dienstbar zu bleiben. Da mußte in monatelangem Proben fast jeder Schritt, jede Bewegung aufs genaueste durchgearbeitet sein, um immer in enger Verbindung mit dem Orchester zu bleiben. Die Geschlossenheit der Aufführung im Danziger Stadttheater, ihr hohes künstlerisches Niveau, machten sie zu einer der eindrucksvollsten der vor-

jährigen Theaterjaison. Sellke stand bei allen Aufführungen immer selbst aktiv mit auf der Bühne, wobei natürlich die doppelten Anforderungen von Regie und Darstellung zu bewältigen waren.

So sei hiermit summarisch die Entwicklung der „Tanzkultur“ unter Sellkes Führung charakterisiert.

Inzwischen war man natürlich auch in Deutschland auf Sellkes Bestrebungen aufmerksam geworden. Und es ist bezeichnend, daß sich gerade die anerkannten Führer der deutschen Sportbewegung am lebhaftesten für sie interessierten. Schon vor Jahren hat Sellke mit Wort und Tat seine künstlerischen Ziele auf dem Gebiete der Leibesübungen vor der Deutschen Hochschule für Leibesübungen dokumentiert und volle Anerkennung berufener Führer, wie Dr. Klinge und Reichssportwart Waiger, gefunden. Nunmehr hat Sellke selbst nach sieben Jahren künstlerischer Sporterziehung und durch ihren Erfolg begünstigt, Zweck und Ziel seines Wirkens selbst in einem Werke unter Mitarbeit des bekannten Sportführers Gerhard v. Donop niedergelegt, dessen Titel „Vom Sport zur Kunst“, erschienen bei Dieck & Co. in Stuttgart, schlagwortartig zusammenfaßt, worum es bei ihm geht, wie diese große und schöne Sportbewegung künstlerischen Zielen dienstbar gemacht werden kann. Noch stehen wir mitten in dieser Bewegung, und Sellke weist durch sein Wirken und durch das erwähnte Werk jene Wege, die diesen modernen Kulturfaktor davor bewahren mögen, im „Rekord“ in jeder Form das Ziel zu finden, denn es geht um mehr, um sittliche Erneuerung unserer Volksgemeinschaft.

Der Sonntag

Von Max Barthel

Der Sonntag hatte die dunklen Städte gesprengt. Die Sonne war Dynamit und riß die Hinterhöfe ins Licht, die Keller nach den grünen Wäldern, die Kinder zum Fluß, die Jünglinge zu den Mädchen, und die Frauen zu ihren Männern. Die engen Straßen schleuderte sie in den schäumenden Ueberfluß der Landschaften. Ballus, ein junger Mensch, wanderte allein durch die Felder. Plötzlich mußte er an die Frage seines Freundes Wagner denken: „Wieviele Staubfäden hat ein ganz gewöhnlicher Löwenzahn, auch Hundebblume genannt? Weißt du das, Ballus?“

Nein, das wußte er nicht.

Und so ging er an diesem Sonntag aus nach dem gelben Löwenzahn, und kam in ein kleines Tal, das mit zwölf blühenden Bäumen bestanden war. Unter einem Apfelbaum sah er einen schlafenden Mann. Neben ihm schimmerte der nackte Leib eines kleinen Kindes.

Auch diesen Mann und das kleine Kind hatte die Sonne in die grünen Wiesen geführt. Lange war der Vater durch die Felder gewandert, und wußte nach vielen Jahren wieder, was Korn, Gras, Blüte und Wolkenwind war. Das Kind lief wie eine Frühlingswolke neben ihm, lachte und schrie, war unermüdet, bis der Schlaf kam. Im Schatten des blühenden Baumes hatte dann der Mann für sein Söhnlein das Lager bereitet, und war selbst eingeschlafen.

Ballus sah das Kind im Gras. Es war so schön, als sei es vom Himmel gefallen. Bienen summten. Schmetterlinge flatterten. Die zwölf blühenden Bäume standen wie zwölf Apostel da, um die Herrlichkeit des Frühlings zu verkünden.

Ballus sah das alles, und er sah darüber hinaus in dieser lichtgrünen Senkung die zauberhafte Spiegelung der allmächtigen Natur. Die Kirschbäume waren schon verblüht, doch um die väterliche Milde der alten Birnbäume summten hoch und tief die vielen Bienen. In kindlicher Heiterkeit und Unschuld blühten die jungen Birnbäume. Die Apfelbäume aber waren in ihrer Schönheit wie verliebte Jünglinge und Mädchen anzuschauen.

Der junge Mensch sah auch die vielen Gräser und Blumen. Die Schlüsselblumen waren leuchtende, auf langem lichtgrünen Stengel aufgerichtete oder sonnenwärts gebeugte Glockenkelfe. Sie waren nichts als Blume, und hatten die unscheinbaren Blätter demütig auf der Erde gelassen. Wie eine Rakete stieg ihr Kelch empor. Ballus freute sich der Himmelschlüssel, aber er freute sich auch der lieblichen Unrast der weißen und zitronengelben Schmetterlinge. Um die Blumen und Blüten stürmte der wilde Eifer der Arbeitsbienen. Ihr Honigsammeln war wie eine tiefstönende, goldbestaubte Schleuder zwischen der grünen Erde und dem blauen Himmel.

Endlich fand der Jüngling auch den Löwenzahn. Wie eine gelbe, sanfte Sonne blühte im Gras der Löwenzahn. Aber es gab auch vollerblühte Blumen mit der wollüstigen Entblößung der Staubfäden. Diese Blumen waren nur noch wilde, gelbe Flammen und loderten schmerzhaft nach Samen und Befruchtung. Ballus sah also den ganz gewöhnlichen Löwenzahn, auch Hundeblyme genannt, und zählte dennoch nicht die vielen Staubfäden. Er erlebte an diesem einzigen Tag andere Dinge. Er erlebte in den gelben, sanften und wilden Blumen den Rausch des Frühlings.

Ja, der Frühling hatte das kleine Tal verzaubert. Mit hellem Schaft und dem Gewimmel der grünen Knospen mit dem blutbetupften Anfang der Blüten stieg der Sauerampfer steil aus dem Grase empor. Die wilden Gräser schimmerten vom dunklen Samtgrün bis zum lichten Silber. Sie waren wie ein kleiner Wald scharfgeschliffener Speere.

Ballus sieht und betrachtet das unscheinbare Sandgras, das nur zum Blühen da ist, und wird von den schwarzbraunen Blüten mit den silbernzitternden Staubfäden erschüttert. Im wehenden Urwald des Grases wachsen auch die anderen Pflanzen, die der junge Mensch schon halb vergessen hat, er sieht Erdbeeren, Schafgarbe, Sumpfdotterblumen, Nachtschatten, Wiesenschaumkraut, Vergißmeinnicht, Gänseblümchen und die seligen Inseln der Gemeinschaften: den Klee. Er versenkt sich gerührt in die Art der Siedlung und weiß nun, daß in der feuchten Rinne des kleinen Tales Sumpfdotterblumen und Löwenzahn wachsen, und daß sich an dem besonnten Hang Wiesenschaumkraut, Erdbeeren, Nelken und Gänseblümchen gern ansiedeln. Die Himmelschlüssel haben ihren Platz, die Nachtschatten, die vielen Arten der Gräser und der Klee. Auch die Bäume standen wie nach vorbestimmten Plan auf der ihnen zugemessenen Erde. Das alles erkennt der Wanderer, und das kleine Tal erscheint ihm wie ein lieblicher und süßer Ton aus der großen Harmonie der Natur, die den Menschen immer und immer wieder bezaubert, wenn er aus der Zeit flüchtet, und die ewigen Zusammenhänge findet, ohne sie zu suchen.

Immer noch schliefen die zwei Menschen im Schatten des blühenden Baumes. Das Kind hatte die Säuste geballt und ruhte, als schlief es noch im Leib seiner Mutter. Der Mann atmete mit breiter Brust. Ballus sah das Herz des Schläfers auf der linken Brustseite wie eine Quelle zucken. Mann und Kind verwuchsen mit der Landschaft und wurden selbst Landschaft und darüber hinaus, das fühlte der Jüngling zum erstenmal in seinem Leben, die große und wundervolle Formulierung aller atmenden und ruhenden Dinge:

Der Mensch!

Noch einen Blick warf der Wanderer auf das stille blühende Tal. Dann lächelte er über sich und Wagner mit der dummen Frage: „Wieviele Staubfäden hat ein ganz gewöhnlicher Löwenzahn, auch Hundelblume genannt?“ Nein, er wußte nicht, wieviele Staubfäden in den gelben, sanften und wilden Sonnen im grünen Grase flammten. Er wußte viel, viel mehr. . . .

Verliebte Vögel

Ich sah zwei Vögel fliegen,
Luft zwischen sie gespannt,
sie fielen und sie stiegen,
wie Saum von einem Band.
Ihr Herz schlug ganz zusammen,
sie hörten es genau,
und schrieben Gottes Namen
lobpreisend in das Blau.

Gottfried Kölwel

Der Revaler Dom

Von Dr. Kurt Faber

In einer ganz verborgenen Ecke der Zeitung stand es zu lesen: „Der Einspruch der deutschen Gemeinde von Reval gegen die Beschlagnahme des ‚Doms‘ durch die estnische Regierung wurde ablehnend beschieden.“



Domkirche zu Reval

Nur die wenigsten mögen diese Notiz beachtet oder gar zu Herzen genommen haben. — Verlust am Eigentum des deutschen Volkes? Nichts Besonderes in diesen Zeiten. Von so etwas lesen wir an jedem neuen Tage, wenn immer wir die Zeitung aufmachen. Es ist nur ein Glied in der langen Kette von „Eroberungen“, mit denen sich die neuen, interessanten, zum großen Teil mit deutschem Blut befreiten kleinen Staaten am deutschen Volkstum reiben. Es ist die Art, die sie so haben, um sich zuweilen in empfehlende Er-

innerung zu bringen bei den kapitalkräftigen Westmächten, nach denen sie anleihenlüstern hinüberschielen.

Was hat es nun mit dem „Dom“ zu Reval für eine Bewandnis? Schon in den frühesten Zeiten des ersten Mittelalters, als der größte Teil des deutschen Nordostens noch in Barbarei gefangen lag, war er schon eine deutsche Siedlung, und seither ist er es immer gewesen, trotz Sturm und Wetter, bis zum Tage der Wegnahme, die jetzt ihre amtliche Unterschrift erhielt. Schon im Jahre 1248 erhielt Reval und mit ihm der Dom das lübsche Stadtrecht und entwickelte sich in der Folge als ein überaus blühendes Gemeinwesen, das auch in seinem Aeußeren ganz den Stempel der Mutterstadt trug und in der That noch heute trägt. „Lübeck und Reval“, sagt ein alter Spruch, „gehören zusammen wie zwei Arme eines Kreuzes“.

Mitten in der Stadt erhebt sich eine steile Anhöhe, eine Art Felsplatte, auf der sich die obere Stadt wie auf einer Zitadelle angesiedelt hat. Hier befindet sich auch die alte Domkirche, nach der der ganze Stadtteil den Namen „Der Dom“ erhalten hat. Es ist im wesentlichen eine Ansiedlung von alten, in breiter Behaglichkeit angelegten Biedernerhäusern, in denen die Barone aus den einliegenden Landgütern die Wintermonate zuzubringen pflegten. In der Mitte steht die Domkirche, neben ihr das Ritterhaus und überall umher die Häuser in wahllosem Durcheinander unter souveräner Verachtung der Baufluchtlinien. Jedes Haus hat seinen Charakter und seine Geschichte und jedes seinen Namen. — Diese Namen! Es liegt um sie der Hauch einer tausendjährigen Geschichte. Sie klingen wie Trommelwirbel und Trompetengeschmetter, wie flatternde Fahnen der großen Armee. — Rennenkampf, Wrangel, Leuden, Tell, Krusenstern, Ungern-Sternberg. Wir gehen vorbei und betrachten die seltsame Umwelt, in der der ewig junge Geist der Geschichte wie ein Gespenst durch die stillen Gassen geht, und plötzlich stehen wir an einer Brüstung der Mauer, von wo man eine weite Aussicht hat auf die Stadt und auf das freie Meer. Man sieht die roten Dächer der Häuser, die mittelalterlich eng zusammengedelt an Hang und am Fuße des Berges liegen, man sieht Türme und Giebel und alte Festungsmauern, ein Rathaus mit einem Turm, der wie ein Minarett ausschaut, und daneben die mächtige Olaikirche, mit ihrem 145 Meter hohen Turm eines der höchsten Bauwerke der Erde, ein Denkmal hanseatischer Baukunst aus dem dreizehnten Jahrhundert. Nirgendwo auf der Erde kann man ein schöneres Stadtebild sehen, und keines, das deutscher wäre wie dieses!

Denn man muß es sagen. Man muß es noch einmal sagen. Man muß es dreimal sagen: Alles, was diese Stadt an Schönheit besitzt, verdankt sie den Deutschen. Hier ist kein Stein, der nicht von

deutscher Geschichte redete, es sei denn der Zwiebelturm der goldfunkelnden Kathedrale, die moskowitischer Uebermut als Zwing-Uri auf den Berg setzen ließ.

In Reval — ist es anders in Riga, in Dorpat, in Mitau? Es liegt im Wesen des Deutschen der Nachkriegszeit, daß er die Verdienste seines eigenen Volkes geringschätze. Aber seien wir nicht ungerecht gegen uns selbst. Es ist nichts an Kulturwerten und Kulturschöpfungen im Baltenlande, das nicht dem schaffenden Geiste des deutschen Volkes seinen Ursprung verdankt. Es ist in seinem



Inneres der Domkirche zu Reval

kulturellen Aufbau ein Hansaland, wie es auch in dem schönen Heimatliede der Balten zum Ausdruck kommt:

„Wie rauscht das Meer um deine weißen Küsten
und singt ein Lied von alter Hansamacht.
Wie stolz und stark sich deine Tannen brüsten,
die einsam stehen auf weiter Felsenwacht;
ob Stürme sie umschwebten,
sie troßen Sturm und Wetter,
denn ihre Wurzeln senkt durch Stein und Sand
sie tief hinein ins Heimatland!“

Kein deutscher Stamm hat ein stärkeres Heimatgefühl als der Deutsch-Balte, und nirgendwo zeigt es sich lebendiger und ergreifender

als in der Domkirche zu Reval. Was ist es, das speziell für uns Deutsche den Reiz jenes Gotteshauses ausmacht? Es ist weder ein besonders schönes noch ein besonders stattliches Bauwerk. In nichts kann es sich messen mit der stolzen Olaikirche unten in der Stadt. Aber auch bei den Kirchen ist es nicht immer die äußere Aufmachung, die das Wesen ausmacht. Es ist die Tradition, das Herkommen, die gute Familie, es ist der Zauber alter Erinnerungen, die kein Geld der Erde zu kaufen vermag.

Im Dämmerdunkel gehen wir durch das weite Schiff und betrachten die seltsamen Gebilde mittelalterlicher Handwerkskunst, derweilen gedämpftes Orgelspiel den Raum erfüllt. Wir sehen die phantastisch geschnitzten Kirchenstühle, auf denen die Ordensritter einmal in vollem Ornat gegessen hatten. Wir stehen vor den Gräbern. Hier liegt eine deutsche Prinzessin. Hier liegt Graf Kanferlingk, der einst der vertrauteste Freund eines Bismarck war. Hier liegen Generale und Admirale, kaiserlich russische Nordpolfahrer, jeder mit der Standarte seines Heeres noch über dem Grabe. Stolz Männer, stolze Namen. Sie zogen aus, die Welt zu erobern, aber in Reval liegen sie begraben. Und dicht nebenan die Handwerker unter dem Zeichen ihrer Zunft auf der Steinplatte. Denn in diesem Lande der vielgeschmähten „baltischen Barone“ war Deutschsein allein schon ein Adelsbrief.

„Sic gloria transit mundi.“

Nun wohl, es ist vorbei! Wer die Macht hat, hat das Recht. Die Landgüter sind verödet, der lose Mörtel fällt von den schönen alten Häusern auf dem „Dome“. Vom konfiszierten Ritterhaus weht die Fahne des estnischen Außenministeriums. In den alten Adelsfamilien, die nie etwas anderes als Freude und Wohlleben gekannt haben, ist das Elend eingezogen. Soviel hat man ihnen angetan daß zu tun wahrlich nichts mehr übrigbleibt. Aber konnte man nicht vor den Gräbern haltmachen? Mußte man die Hand noch ausstrecken nach dem gebröckelten Gemäuer einer altersgrauen Kirche, die dem neuen Besitzer nur eine Last, dem alten aber eine heilige Erinnerung bedeutete? War es nötig? Und vor allem: War es dankbar gehandelt?

Frühling

Verke, du singst das gleiche Lied,
Glocke, du läutest den gleichen Schlag;
Frühling, der durch die Lande zieht,
segnest die Welt wie am ersten Tag.

Heilend legt sich dein Sonnenkleid
über Baum, Wiese, Busch und Strauch,
tastet leise über menschliches Leid —
überall spürt man den zarten Hauch.

Carl Lange

Aus dem Leben eines Danzigers

I.

Von Prof. Dr. Waldemar Oehlke

In stillen Stunden meines späteren Lebens habe ich die Menschen für meinen Privatgebrauch eingeteilt in solche mit Phantasie und solche ohne Phantasie. Das entscheidet wohl auch über ihr Verhältnis zum Idealismus und Realismus. Den Unterschied merkte ich erst, als Mitschüler mich fragten, was ich denn mache, wenn ich stundenlang auf die See hinausjah, ohne mich viel zu rühren. Sie wußten also offenbar nicht, daß ich Bilder im Kopfe hatte, und ich hütete mich bald, davon zu reden, weil ich entweder auf Unglauben oder Spott rechnen konnte. Diese mehr künstlerische als wissenschaftliche Gabe hat mir im späteren Leben manchen Verdruß und manche Entfremdung gebracht und mich nur in einsamen Stunden, die andern unerträglich gewesen wären, entschädigt. Gelangweilt habe ich mich immer nur in Gesellschaft, niemals wenn ich allein war. Hieß es: „Besuch uns doch, mein liebes Kind, zum Geburtstag unseres Max!“ und sagte meine Mutter für mich zu, dann verkroch ich mich kurz vor der angegebenen Zeit in irgendeiner Scheune unter Stroh. Familienkaffees und Sonntagsspaziergänge im Festgewand sind mir zeitlebens die größten Schrecken geblieben. Sogar von den allgemeinen Schulfesten — damals lebten wir noch in Puzig im Winkel des Wicks — trachte ich heimlich allein zurück zu einem Flützchen in der Nähe unseres Hauses. Dann sagte man bedauernd: „Das Kind hat noch keinen rechten Verstand.“ Dazu machte ich höflich einen Diener. Von durchziehenden Eierkästen aber war ich nicht wegzubringen, und am Ostseestrande entlang nach Seefeld, durch die Wiesen an der Plutnitz nach Schwarzhau oder durch die Felder nach Ruhau, dem Schlosse derer von Below, zu wandern, das kam gleich nach der Musik. Die höchsten Ideale waren mir freilich nur selten erreichbar: auf dem Postwagen, der sogenannten Journalière, die damals noch allein Puzig mit Rheda verband, der nächsten Eisenbahnstation auf der Linie Danzig—Stettin, neben dem Kutscher auf dem Bock zu sitzen, oder auf dem Dampfer „Puzig“, der über das Wick nach Danzig fuhr, neben dem Steuermann zu stehen und gleichgültig wie er nach der ihm abgelernten Technik ins Wasser zu spucken, ihm sogar dadurch überlegen, daß die Hände männlich in den Taschen bleiben durften. Für diese Technik, die ich mir bald angewöhnte, konnte ich später bei Venedigs Gondolieren, Amerikanern und Chinesen die herrlichsten Studien machen und feststellen, wie sehr sie dem Steuermann und mir überlegen waren, in der Gründlichkeit sowohl wie in der Fügigkeit. Ungestillt ist eine Sehnsucht geblieben: beim Baden im Flusse einmal von einer

Wasserratte angegriffen zu werden. Die sollte es probieren, ich würde sie! Leider probierte sie es nie. An den Wundern des Jahrmарkts und des Karussells nahmen mir zu viele teil. Lieber war ich mit meinen Papier- und Zinnsoldaten allein, aber nur, wenn etwas dabei herauskam, das heißt wenn eine Anzahl davon kriegsuntauglich auf dem Plaze blieb. Daher wurde diese Art militärischen Ernstes meiner Mutter zu kostspielig.

Das Verhältnis zu Erwachsenen war nach allem wenig erbaulich. Aber auch mit meinen Puziger Altersgenossen ließ sich nicht volles Verständnis erzielen. Beispielsweise zog ich mir ihre abfällige Kritik dadurch zu, daß ich mich an ihrem Lieblingspiel nicht beteiligte: im Ringkampf den Kopf des Gegners zum einzigen Zeichen des Sieges auf Spuren zu drücken, die Hühner hinterlassen hatten. Als dagegen ein polnischer Junge einmal meiner Schwester die Puppe wegriß, entwickelte ich Heldentum und setzte den Kampf auf einer Bank fort, von der wir beide, engumschlungen, herunterstürzten: er trug eine Kopfwunde, ich einen zerbrochenen Ellenbogen davon, der mich 1914 vom Kriegsdienst ausschloß. Moralitäten zeigen sich beim Jungen nur dann, wenn er dabei seine Naturkräfte üben kann. Infolge dieses Unfalls wurden wir beide totgesagt, und meine Freunde, Franz und August, kamen betrübt zu mir, um meine nicht mehr lebendige Person noch einmal vor dem Zwiebackessen beim Begräbnis zu sehen. Als ich sie im Nebenzimmer hörte und im Hemd auf sie zusprang, wandten sie sich mit dem Ausruf: „Alle guten Geister“ und „Maria und Joseph“ zur Flucht, beruhigten sich aber bei den Blaubeeren, die ich ihnen anbot, und erbaten noch Zucker dazu. Ich spielte mit den andern Jungen gern Penschen — Uniformknöpfe gegen einen Prellstein so schleudern, daß sie in zwei Spannenweiten zu andern Knöpfen kommen —, Klipp — zugespitzte Holzapfen mit einem Schlagholz in die Höhe federn und zu andern Zapfen in die Ferne schlagen — und natürlich „Ritter und Räuber“, wobei auch mir kein Schlupfwinkel zu anrücklich war.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß von meinen Schul-Erinnerungen die älteste meinen ersten selbständigen Aufsatz auf der Schiefertafel in der Puziger Volksschule betrifft, denn das zeugt doch bereits von schriftstellerischen Interessen. Der Lehrer hatte „Das Rind“ durchgesprochen. Darüber sollten wir nun schreiben, und ich hatte doch rein gar nichts verstanden. In meiner Verzweiflung griff ich auf frühere Anschauungen und Gedanken zurück und produzierte außer der Ueberschrift den Satz: „Die Kuh ist vom Bullen sehr schwer zu unterscheiden, aus dem Euter wird Milch gemacht.“ Diese Leistung machte, wie es schien, auf den Lehrer außerordentlichen Eindruck, denn er rief seinen Kollegen herbei,

trat von einem Bein auf's andere und drehte sich mehrere Male um sich selbst, während der andere mich fragte: „Wie heißt du, mein Sohn?“ So offenbar belobt, zog ich sogleich mein Butterbrot hervor und war nachher sehr enttäuscht, als man daheim meine Begeisterung nicht teilte. Aus dieser Kulturperiode des Sechsjährigen ist mir auch das erste erotische Erlebnis erinnerlich. Ida war eigentlich doppelt so alt und lang wie ich, aber ich verehrte sie. Mit meinen 1,90 m begreife ich ja heute nicht mehr, wie man ein doppelt so langes Seminum lieben kann. Es war aber so. Als sie die Schule nach der Konfirmation verließ und ich mit Wehmut vor sie hintrat, denn sie anzureden habe ich nie gewagt, da sagte sie die denkwürdigen Worte: „Geh mir doch aus dem Wege, du Labs!“ In diesem Augenblick begann meine Reise. Ich bekam Haltung und ging sofort zu dem von Regen- und Ausgüssen gefüllten Rinnstein, um Papierschiffchen schwimmen zu lassen. Mädchen standen fortan für mich noch tief unter Schneegänsen. Solange wenigstens!

Mit acht Jahren hatte ich meinen ersten Bühnenerfolg in der Rolle des Zwergs Puck im Märchenpiel Schneewittchen. Das wollte mir schon in der späteren Gymnasialzeit niemand mehr glauben, da man angesichts meiner Körperlänge vielmehr meinte, ich müsse ratenweise auf die Welt gekommen sein. Und doch konzentrierte ich damals den Beifall auf mich, weil ich mir nach dem Niedergehen des Vorhangs sogleich den Bart abnahm, den ich nun in der Hand hielt, als der Vorhang nochmals hochging. Da applaudierten mir alle ganz rasend. Meine Mitspieler aber meinten infolge des Vorfalls, für die Bühnenlaufbahn jedenfalls eigne ich mich in keiner Weise. Ich hielt das für Neid, denn es ist doch viel schwerer mit einem Bart in der Hand als im Gesicht Beifall zu ernten.

Wie gesagt, war von jeher alles in mir Musik. Unter den Berühmtheiten gibt es nur einen Nichtmusiker mit ähnlichem Bekenntnis: Nietzsche. Das konnte ich nicht wissen. Ich spielte Klavier, Geige und Zither ohne Anleitung, hörte aber auf, als ich darin Unterricht bekam. Ich zeichnete darauf ganz Puzig mit Umgebung und hätte mir die Weglassung auch nicht einer Scheune verziehen, solange bis der Lehrer damit anfang. Sofort erlosch mein Interesse. Wozu Lehrer da waren, begriff ich überhaupt nicht, durch Bücher lernte man doch viel schneller, besser, leichter. Die Schule hemmte mein Begreifen, Lernen, Fortschreiten. Uebrigens bin ich als Primus durch die Klassen sowohl der Volksschule wie des Gymnasiums gegangen. Zu dichten hörte ich nicht auf, weil keiner da war, der es mir beibringen wollte. Mein erstes Gedicht behandelte einen afrikanischen Wüstensturm, mein zweites den Untergang eines Schiffes. Sie waren sehr schön, diese Gedichte. Die

höhere Kultur begann für mich mit dem Latein-Unterricht des polnischen Bürgermeisters, fünfzig Pfennig die Stunde, bei deren Anfang der eine meiner Mitschüler, weil er keine Dokabel wußte, regelmäßig über den Stuhl gelegt und mit dem Rohrstock verhauen wurde. Hiernach kräftigte sich der Gestränge gewöhnlich durch eine Prise. Der andere erhielt keine Prügel, weil er fast nie erschien. Einziger Dokabel-Sachmann der Stadt Puzig aus jener Zeit, habe ich nun natürlich als ihr Kulturträger einen weiten Vorsprung behalten.

Für die Ferien wurde ich zu den begüterten Verwandten verschickt, auch nach dem Krückwalde, wo ich jede Bekleidung für ungehörig hielt. Schon früh bekam ich leichtere Gewehre in die Hand. Aber infolge meiner Ellbogen-Katastrophe lag meine Stärke mehr im Zielen. Mein erster Schuß galt einem Hasen, der dicht vor mir aufsprang. Ich zielte auf seinen Kopf und erschütterte ihn durch den Knall dermaßen, daß er mit einem Sprung über den hohen Zaun der nahen Schonung setzte. Bald machte ich die Beobachtung, daß ich nur dann traf, wenn ich nicht den Gegenstand selbst aufs Korn nahm. So erklärt sich wohl ein Meisterschuß, den ich eines Tages auf zwei aus den Baumkronen auffliegende wilde Tauben tat: in dumpfer Ergebung hielt ich das Gewehr wagerecht vor mich hin, so daß mein forstkundiger Vetter sich freundlich erkundigte, ob ich wahnsinnig geworden sei, drückte ab und sah beide Tauben entseelt vor mir niederfallen. Hatten sie mich nun überschätzt und einen Rettungsflug zur Erde gewagt, um in der Höhe nicht getroffen zu werden, oder war der Gewehrlauf für einen Augenblick nach oben geschneilt: mein Triumph war vollständig, mein Begleiter fassungslos. Auf einer Waldlichtung hüteten wir zur Entlastung des Hirten bisweilen die Kühe und berechneten nach unserer künstlichen Sonnenuhr den Augenblick, in dem Base Lieschen mit Butterbrot und Milch erscheinen mußte. Bei großem Hunger stellten wir die Uhr vor, aber das half nichts. Sobald die Erwartete kam, begann eine peinlich genaue Prüfung der Dicke des Brots und der Butter, bei Meinungsverschiedenheiten beendet durch einen sinnreichen Kampf mit Stößen in den vorzugsweise interessierten Körperteil, die Bauchgegend. Ferien auf den Gütern Tuchom und Bojahn regten mich zum Vergleich eines Gutes mit einer Försterei an, mit dem Resultat: dort gibt's Spickagans und Weißsauer, hier Buttermilch und Hasenpfeffer.

Brief eines Hauptstädters an eine Dame im Osten

Von Dr. Werner Mahrholz

Sehr verehrte gnädige Frau!

Ihr Antwortbrief auf meinen hauptstädtischen Brief zu Weihnachten zeigt mir, daß im großen und ganzen unsere Vorlieben und Abneigungen in der Literatur sich einigermaßen begegnen. Ich freue mich deshalb heute, Ihnen wieder über eine ganze Zahl von Büchern schreiben zu können, die Ihnen sicher ebensoviel sagen werden, wie sie mir gegeben haben. Und ich denke, auch für Ihren Gatten habe ich dieser Tage einiges gefunden, das ihm Freude machen wird.

Ich beginne mit einem Hinweis auf den Roman einer Frau, der das Stärkste an deutscher Erzählerkunst ist, was ich in den letzten Jahren las. Ich meine Rahel Sanzaras Roman „Das verlorene Kind“¹⁾. Es ist die Geschichte der Folgen eines furchtbaren Verbrechens für eine ganze Familie. Auf einem Gut lebt in glücklichster Ehe ein starker und kluger Mann mit seiner Frau und seinen Kindern. Die besondere Liebe gehört dem jüngsten Kinde, dem einzigen Töchterchen. Eines Tages ist das Kind verschwunden, und ein qualvolles und furchtbares Suchen nach dem Kinde beginnt. Es ist vergeblich. Endlich, nach längerer Zeit, wird entdeckt, daß das Kindchen einem Lustmord zum Opfer gefallen ist. Bald wird auch der Täter bekannt: es ist ein junger Bursche, ein uneheliches Kind, das mit seiner Mutter auf dem Gut lebt und dem Besitzer alles verdankt. Der Bursche, erblich schwer belastet, ist ein gutes Geschöpf, der aber periodisch in einen Wut- und Geschlechtsrausch verfällt, und in einem dieser Anfälle die Untat begangen hat. Seine Sühne im Zuchthaus, der erschütternde Zerfall der Familie, die düstere und erhabene Läuterung der Seelen aller Beteiligten und Betroffenen: das macht nun die ergreifende zweite Hälfte des Romans aus. Eine ganz im Glück und Frieden natürlicher Ordnung lebende Gemeinschaft von Menschen wird durch das Walten eines entsetzlichen Triebes verstört und vernichtet und erst die leidenschaftliche Seelenhaftigkeit, vor allem des tief getroffenen Vaters, zwingt das Leid dieses Schicksals zu einer Wendung ins ganz Große und Heroische. Man fragt sich beim Lesen immer wieder: ist es Wahrheit, daß unter uns eine so große Dichterin lebt und wirkt, der es gegeben ist, aus einem furchtbaren und grausigen Stoff ein episches Werk von höchster seelischer Transparenz zu schaffen? Der Stil dieses Romans ist in seiner Schlichtheit klassisch; die Gestaltung der Menschen, der Natur, der Situationen schlechtthin meisterhaft. Es ist ein Werk, das im Tiefsten aufwühlt und zugleich im Tiefsten befreit.

¹⁾ Verlag Ullstein, Berlin 1926.

Sie werden erstaunt sein, verehrte gnädige Frau, von mir so starke Worte über ein Buch zu lesen: ich darf Ihnen versichern, daß ich diese Worte mit vollem Bewußtsein niederschreibe. Ich wünsche nur eines: daß auch Sie diesen Roman, der Frauen vielleicht noch tiefer bewegt als Männer, bald lesen. Sie werden mich dann verstehen.

*

Mit allem schuldigen Abstand zu dem singulären Buch der Sanzara, möchte ich Sie auf zwei andere Frauenbücher aufmerksam machen, die durch die Gestaltung weiblichen Schicksals, wie durch die Tatsache, daß sie Frauen zu Verfassern haben, auffallen: ich denke an den Roman der Io von Ammers-Küller „Die Frauen der Coornvelts“²⁾ und an „Das Bekenntnis“³⁾ von Clara Ragka-Wendler.

Das Buch der holländischen Schriftstellerin hat ein sehr aktuelles Thema zum Gegenstand: die Entwicklung der Frauenbewegung. In drei Büchern, die um 1840, um 1870 und um 1924 spielen, entwickelt sie am Schicksal der Frauen aus der Familie der Coornvelts den Gang der Frauenbewegung. Unter schwersten Kämpfen bricht sich ein junges Mädchen der Biedermeierzeit als Erzieherin und später als Schriftstellerin Bahn; an ihrem Wirken und Wesen entzündet sich die Generation, die um 1870 jung ist, und sich das Studium und den Zugang zu den Männerberufen erkämpft. Das letzte Buch endlich zeigt, mit wahrhaft erschütternder Aktualität, das Ergebnis der Frauenbewegung: die neue Unsicherheit der Frau, die Freiheit erreicht hat und neue Bindung ersehnt, wenn auch auf anderer Stufe als die Frauen der Biedermeierzeit. Man mag ruhig sagen, der Roman der Ammers-Küller ist ein Thesenroman, ein Tendenzroman: er ist vor allem lebendig, interessant, wahrhaftig. In den Schicksalen dieser Frauen offenbart sich das Schicksal einer Weltbewegung, und man muß sagen, daß der holländischen Dichterin diese Durchdringung von privatem Schicksal mit dem Geist einer großen und wichtigen revolutionären Bewegung, wie die Frauenbewegung sie doch ist, glänzend gelungen ist. Das Buch ist spannend von der ersten bis zur letzten Seite und voll von Gedanken, wie sie heute von fortgeschrittensten Frauen in allen Ländern gedacht werden, die ganze tiefe Krisis des Frauenlebens und Frauenschaffens unserer Tage wird hier von einer klugen und gütigen Frau dargelegt, dabei gelingt ihr die Charaktergestaltung des sehr figurenreichen Romans ausgezeichnet: sowohl die Männer wie die Frauen sind gerecht und klarichtig geschildert, so daß weder Tendenz noch These sich irgendwie störend bemerkbar machen.

²⁾ Verlag Grethlein & Co., Leipzig 1927. Uebersetzung von Franz Dülberg.

³⁾ Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927.

Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß auch Clara Ragka-Wendlers neuer Roman, „Das Bekenntnis“, den Kampf eines jungen Mädchens, das durch wahrhaft tragische Schicksalsverkettungen aus dem geschützten bürgerlichen Heim seiner Jugend geworfen wird und unter falschem Namen leben muß, um einen eigenen Lebensinhalt, um ihre physische und psychische Existenz, zum Gegenstand hat. Es ist durchaus ein Buch aus der Zeit: die Emigrantenschicksale der Nachkriegszeit bestimmen Atmosphäre, Tempo und Gang der Handlung. Ein Roman, den man mit innerer Anteilnahme liest, weil der Heldin viel vom Erlebnis der Verfasserin mitgegeben ist, und so die Gestalten und ihre Schicksale lebendig und echt sind.

*

Nach diesen in jedem Sinne fraulichen Romanen, lassen Sie mich Ihre Aufmerksamkeit auf ein Werk lenken, das Ihren Gatten fesseln wird und das, auch abgesehen davon, für jeden Menschen im deutschen Osten Bedeutung hat: Hans Grimms „Volk ohne Raum“⁴⁾. Zwei starke Bände füllt dieses Epos in Prosa, in dem der Lebensweg eines landlosen Deutschen aus den überfüllten Gebieten an der Weser nachgezeichnet wird, und zugleich das deutsche Problem der Raumnot thesenhaft erörtert wird. Es ist ein erstaunliches, in vielen Partien unerhört starkes Buch: zugleich der erste und einzige „politische Roman“ in ganz besonderem Sinne. Nicht weil darin viele Leitartikel stehen — Predigten des Verfassers aus der Perspektive eines sozialdenkenden Deutschnationalen, die das Buch rein vom Dichterischen gesehen eher belasten als heben —, sondern weil das Lebensschicksal dieser deutschen Menschen, zugleich das Auf und Ab der deutschen politischen Entwicklung im letzten Jahrhundert zeigt. Es ist ein Buch der Anklage gegen die übermäßige Industrialisierung Deutschlands, ein Buch des Zornes gegen deutsche Parteizersplitterung, ein Buch der Trauer über das Unterliegen Deutschlands im Weltkrieg. Und am Ende: es ist ein forderndes Buch, das aufrufen will für Siedlung deutscher Menschen in Uebersee, in großem Stil, weil wir ein „Volk ohne Raum“ sind. Es ist ein Buch mit innerer Sendung, wenn auch gewiß kein Tendenzroman. Grimm gehört ja zu den ganz wenigen Schriftstellern, die von jeher in ihrem Werk den Auslandsdeutschen literaturfähig zu machen suchten, und die das mit höchster künstlerischer Kraft taten. Ich erinnere an die „Olewagen-Sage“, an das Novellenbuch „Gang durch den Sand“. Der Verfasser hat lange in Deutsch-Südwestafrika gelebt, und kennt die Nöte, aber auch die Freuden der Auslandsdeutschen. Mit vollem Bedacht habe ich diesen Roman ein Epos genannt: er hat den breiten Stil epischer Gestaltung;

⁴⁾ Verlag Albert Langen, München 1926.

er gibt wirklich ein Weltbild, eine umfassende Darstellung des Lebens, nicht nur eines einzelnen Helden, sondern einer ganzen Menschenschicht und in ihrem Schicksal eines ganzen Volkes. Es ist ein Werk, das wie ein Block da steht und Beachtung, Teilnahme, Liebe erzwingt. Es ist ein Werk, das nachdenklich macht als Beitrag zur deutschen Geschichte. Ein Roman, im ganzen, der Männer als Leser fordert.

*

Es ist viel schwere Kost, verehrte gnädige Frau, die ich Ihnen heute zumuten muß. Da möchte ich nun ein Intermezzo über schöne, zierliche, freundliche Bücher einschalten. Beginnen wir mit einem Wort über einen wunderhübschen chinesischen Roman: „Eis-herz und Edeljaspis“⁵⁾ ist in einer neuen Uebersetzung erschienen. Dieser Roman aus dem chinesischen Leben, mit dem Untertitel „Die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl“, war schon Goethe bekannt. Er hat einen feinen und zierlichen Charme und gibt die Geschichte einer chinesischen Ehe- und Liebesgeschichte mit vielen Hindernissen, Abenteuern und fast märchenhaften Episoden. Zugleich aber vermittelt er beste chinesische Traditionswerte dem europäischen Leser in einer sehr anmutigen Form. Angenehm und nützlich zu lesen würde ein barocker Autor, dieses Buch prüfend, sagen.

Das andere Buch voll Leichtigkeit und Anmut, das ich Ihnen nennen möchte, ist der neue Roman von Frank Thieß „Abschied vom Paradies“⁶⁾. Es ist eine Kindergeschichte: das Erwachen zur Welt in einem Knaben und in einem Mädchen. Abschied vom Paradies der Kindheit: leicht überschattet von Wehmut über einen unwiederbringlichen Verlust und zugleich frühlinghaft leicht und beschwingt ist das Werk, in dem sich das darstellende Talent von Frank Thieß sehr schön entfaltet. Es ist nahezu unmöglich, den leichten Zauber dieses Pubertätsromans in umschreibenden Worten wiederzugeben: die Handlung verläuft ganz im Innerlichen. Es sind Spannungen zwischen Kindern und Erwachsenen, zwischen Mädchen und Jungen, die Thieß mit überlegener Meisterschaft in seiner Darstellung löst. Ein ernstes Buch und ein Werk voll Kenntnis jugendlicher Herzen.

*

Erlauben Sie mir nun, verehrte gnädige Frau, Sie auf zwei Novellenbücher hinzuweisen: Bruno Frank hat seine „Erzählungen“⁷⁾ gesammelt und zeigt sich als Meister einer stil-sicheren, menschlich bedeutsamen Erzählkunst. Am stärksten ist viel-

⁵⁾ Im Inselverlag, Leipzig 1927.

⁶⁾ Verlag J. Engelhorn, Stuttgart 1927.

⁷⁾ Verlag Ernst Rowohlt, Berlin 1926.

leicht die Erzählung „Bigram“: jener Gestalter seines Lebens, der vollkommen überlegen sein Schicksal durch Nichtstun zwingt. Es ist das eine Erzählung, die dem gehehnten Menschen dieser Tage Wesentliches über Lebensgestaltung zu sagen hat.

Ich spreche weiter von der wundervollen Novellensammlung „Die Gemme“⁸⁾, die Viktor Meyer-Eckhart vorlegt. Es ist vor allem ein Werk von höchster Zucht und Meisterung der Sprache. Die Titelnovelle vor allem, die dem jähen Tode Winkelmanns, seiner Ermordung in Triest auf der Rückkehr von Deutschland nach Rom, einen metaphysischen Sinn gibt, gehört zu dem sprachlich Schönsten, was die jüngere Generation deutscher Schriftsteller geschaffen hat. Meyer-Eckhart gehört zu den heute noch wenig bekannten Erzählern, die einmal für unsere Epoche bezeichnend und repräsentativ sein werden.

*

Heut habe ich Ihnen, sehr verehrte gnädige Frau, eine ungewöhnlich große Zahl von dichterisch oder doch schriftstellerisch ausgezeichneten Werken empfehlen können. Da erlauben Sie wohl, daß ich noch zwei Romane nenne, die ich dem Genre der guten Unterhaltungsliteratur zuweisen möchte. Beide zeichnen sich durch ein hohes Niveau aus; beide sind Nachkriegsromane. Der eine, von Otto Rung hat den schnurrigen Titel „Der Engel mit den Eselsohren“⁹⁾ und stellt die Entwicklung eines Findlings dar, der beinahe eine männliche Kokotte wird, im entscheidenden Augenblick aber sich noch auf sich selber besinnt und ein neues Leben beginnt. Der andere kommt aus der Feder von Hans von Hülßen hat ebenfalls einen schnurrigen Titel: „Camerlingk“¹⁰⁾. Es ist die Erzählung von den Irrfahrten eines Unternehmers großen Stils in der Politik. Ergötzlich zu lesen und nicht ohne Kenntnis politischer Routinier-Praktiken geschrieben, gibt dieser Roman ein satirisches Bild von Zuständlichkeiten des Nachkriegs-Europa.

*

Und nun, damit dieser Brief über Bücher nicht zu lang werde, noch wenige Worte über drei höchst verschiedenartige Werke, die sicher auch Ihren Gatten interessieren werden: das ist einmal die frische Schilderung seiner Fahrt nach Chile, die Günther Plüschow in dem amüsanten und lehrreichen Buche „Segelfahrt ins Wunderland“¹¹⁾ gibt. Seine Besuche bei den Deutschen Chiles, die entscheidend an der Erschließung des riesigen Landes mitgewirkt haben, obwohl

⁸⁾ Verlag Eugen Diederichs, Jena 1926.

⁹⁾ Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1926. Uebersetzung von Erwin Magnus.

¹⁰⁾ Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1926.

¹¹⁾ Verlag Ullstein, Berlin 1926.

sie zahlenmäßig nicht stark sind, seine Fahrten ums Kap Horn, seine Gletscher- und Pampaswanderungen: alles weiß Plüschow, zupackend und anschaulich, darzustellen und durch schöne Photos zu beleben. Es ist ein Buch, das, neben seinen sachlichen und künstlerischen Verdiensten, den Vorzug hat, einen sympathischen deutschen Menschen, wie ihn Hans Grimm lieben würde, in der Entfaltung aller seiner Kräfte zu zeigen.

Ganz anders mutet ein anderes Buch an: Heinrich Kauh „Im Schatten der Schöte“¹²⁾. Es ist gleichsam die Illustration aus dem Leben zu denjenigen Teilen des Grimmschen Epos vom „Volk ohne Raum“, die im überbevölkerten Deutschland im Industriegebiet spielen. Hier in diesem erschütternden Buch hat ein katholischer Lehrer schlicht und bescheiden, aber rücksichtslos wahrhaftig, die Lebensläufe seiner halberwachsenen Schüler aufgezeichnet, ihre Familienverhältnisse dargestellt und so Materialien zu einer Soziologie des deutschen Proletariats geschaffen, wie man sie sich aufschlußreicher nicht denken kann. Dieses Buch gehört in die Hände jedes Menschen, der über die deutsche Not mitreden will. Gerade weil es so ohne alle Tendenz einfach Material sammelt, ist dies Werk so bedrückend, so quälend, so anspornend zu jeder sozialen Reformtat.

Und endlich, als letztes Buch in dieser langen Reihe: Marianne Webers Biographie ihres Mannes, des großen Gelehrten und Politikers Max Weber¹³⁾. Es ist viel mehr als eine bloße Biographie: es ist die Geschichte einer deutschen bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts, gesehen von ihrem genialsten Toten aus. Sehr viel Klarheit über den deutschen Schicksalsweg seit 1848 bis zum Ausgang des Weltkrieges verbreitet diese so sehr zurückhaltende, rein darstellende Biographie eines der edelsten und bedeutendsten Menschen der jüngstvergangenen Epoche. Dieses Werk einer Frau über ihren Mann ist das menschlich nobelste Buch, das denkbar ist: ohne Prätention, ohne Eitelkeit wird die Gestalt eines verehrungswürdigen Menschen sichtbar, dem die ganze junge Generation in Deutschland zu tiefstem Dank verpflichtet ist. Max Weber hat ihr die Zunge gelöst und hat ihr das Beispiel seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit gegeben.

Lassen Sie mich schließen, verehrte gnädige Frau: ich will meine Gedanken über Max Weber hier nicht weiter entwickeln, sonst käme ich mit diesem Brief noch lange nicht zu Ende. Ich darf hoffen, daß Sie das eine oder andere der hier umrissenen Werke an leeren Abenden in die Hand nehmen. So skeptisch man oft über den Gang des geistigen und literarischen Lebens in Deutsch-

¹²⁾ Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln 1926.

¹³⁾ Verlag J. C. B. Mohr, Tübingen 1926.

land denken mag: überschaut man die Leistungen des Jahres 1926, so schöpft man Hoffnung: Neue Gestalten beginnen sich am Horizont abzuzeichnen; neue Menschen, neue Probleme, neue Lösungen werden sichtbar. An uns ist es, das Gute dieser Tage zu erkennen.

Genug und übergenug für heute, verehrte gnädige Frau! Ich hoffe, bald von Ihnen zu hören, was Sie für Eindrücke von den hier besprochenen Büchern haben, und begrüße Sie als Ihr aufrichtig ergebener

Werner Mahrholz.

Am Dnjeſtr

In den grünen, weſtberückten
Uferſträuchen wiegt der Lenz ſich
und es ſingen ihm zum Abend
viele hundert Nachtigallen.

Menſchen ſchreiten längs der Ufer
und ſie ſchauen in die Fluten,
die verſonnen vorwärts fluten —
und ein Abglanz liegt auf allen.

Längs der Ufer ſchreiten Menſchen
weſtgebannt — und ihre Herzen
ſingen Luſt- und Leidetaſen:
denn ein Drang iſt eigen allen.

Hermann Sternbach

Die junge Frau

Des Schöpfers heiligem Werk
ſinn ich ſo gerne nach.
Es hält bei Tag und Nacht
mich lange Stunden wach.

Es ſchuf mir Gott die Welt,
es ſchuf mir Gott den Mann
und gab mir, daß ich beten
und innig lieben kann.

Hans Weber-Lutkow

Rundschau

Friedrich Griefe, ein niederdeutscher Dichter

Von Ernst Metelmann

Am Anfang der „Alten Glocken“ spricht Griefe¹⁾ von der alten Sitte, „den Geist des Vorfahren dadurch an den Nachgeborenen zu bannen, daß man ihm seinen Namen gab“, und man hat das Gefühl, manches in Griefes Werken tiefer zu verstehen, wenn man auch von ihm annimmt, daß mit dem Namen eines Vorfahren dessen Geist auf ihn überkommen sei, denn es ist eigentümlich, wie seltsam klar und scharf dieser Mann in einer uns nur noch schwer faßbaren Vergangenheit verwurzelt ist und mit welcher eindringlicher Gegenwärtigkeit er sie vor uns hinstellt.

Als Griefe seinen ersten Roman („Feuer“) schrieb, stand er noch in starker Abhängigkeit von Hamson und den Mystikern. Seine Sprache war bei aller Selbstständigkeit doch noch in jener Sphäre befangen, in der eine Zeitlang der dichterische Ausdruck gesucht wurde. Eine Stelle wie: „Irgendwo ist ein Teich. Dahinter ragt ein Turm auf. Es wird also eine Kirche da sein“ („Feuer“, S. 55), mag zeigen, wie ich das meine. Und wenn man daneben einen Satz aus Griefes letztem Werk setzt — „Sie war wie ein Weizenfeld oder wie ein grünes Wasser im Ader oder wie eine Taube am Nest“ („Alte Glocken“, S. 11) —, so findet man darin irgendwie ein Verwandtes, aber vor allem spürt man den starken urwüchsigen Strom, der eigene Bilder spiegelt und innerer Schau voll ist.

Schon bei Griefes zweitem Werk („Ur“) bricht die eigene dichterische Kraft durch. Es weitet sich das Geschehen, und im Sinnbilde Urs liegt die Welt in Raß und Unraß. Dinge, die ohne Zusammenhang scheinen, wachsen zur Einheit. Und es ist gleichgültig, ob es sich um das Leben von Mensch, Tier oder Pflanze handelt, ob Wirklichkeit oder Gesicht aufrollt. Wenn die drei alten Musfanten zusammenkommen oder wenn die Wölfin hal nach ihren ungeborenen Kindern schreiet —, immer wird an Dinge gerührt, um deren Erkenntnis wir uns Tag für Tag mühen. Griefe tritt an diese Fragen nicht heran, sondern diese Fragen kommen zu ihm. Griefe leitet sie nur zurück in den mütterlichen Boden seiner Heimat Erde, und aus ihm läßt er sie wachsen und werden, aus ihm kommt alle Antwort.

Man spürt das noch deutlicher in einigen Erzählungen seines dritten Buches („Das Korn rauscht“). Ja, hier ist dieser mütterliche Boden geradezu als leitender Strom gesehen, der Entfernungen auflöst („Kreuzwegstationen“, Mutter und Tochter machen sich gleichzeitig nach jahrzehntelanger Trennung zueinander auf den Weg) und den Tod überwindet („Das Korn rauscht“, der tote Bauer nimmt Abschied von seinem liebsten Stück Ackerland). Es ist eine eigenartige Liebe, die durch Griefe sich kundtut. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Am stärksten hat sich das in den „Alten Glocken“²⁾ bisher erwiesen. Die Gestalt Urs hat sich hier in eine Zweifelt geschieden: in die

¹⁾ Friedrich Griefe, geboren am 2. Oktober 1890 in Lebsth b. Waren in Mecklenburg, amtierte z. Zt. als Lehrer in Kiel. Sein erstes Buch, „Feuer“, erschien 1921 bei Hinrichsen in Bismar, es folgten „Ur. Eine deutsche Passion.“ 1922 im Delphin-Verlag in München, „Das Korn rauscht. Erzählungen aus Mecklenburg.“ 1923 bei Friedrich Link in Trier und ebenda 1925 „Alte Glocken“. Ferner erschienen noch einige Novellen in der „Deutschen Rundschau“, die sieben unter dem Titel „Die letzte Garbe“ bei Quikow in Lübeck und unter dem Titel „Wittvogel“ in Reclams Universal-Bibliothek in Buchform herausgekommen sind, und schrieb mehrere Dramen, die z. T. mit Erfolg aufgeführt wurden.

²⁾ Die „Alten Glocken“ sind Prof. Richard Woschlo, dem niederdeutschen Sagen- und Märchenforscher, gewidmet, aus dessen unveröffentlichten Sammlungen Griefe manche Anregung geschöpft hat.

Mystik der Heimerde und in Gott. Alt Lena ist der Pol, um den diese Zweifelt freist. „Sie war nicht immer gut gefahren mit Gott in ihrem Leben und Gott nicht mit ihr. Sie hatten beide ihren harten Kopf und gingen jeder seinen Weg, wenn sie auch aufeinander angewiesen waren“, (S. 85), und: „Alt Lena glaubte an Gott. Sie glaubte stark und ohne Vorbehalt an ihn. Aber daneben betete sie an einsamen Abenden, in langen Nächten auch manchen guten Spruch, der nicht von diesem Gott sagte, der auf geradem Wege aus der Seele und dem Munde der Aeltermutter kam“ (S. 152), und: „Alt Lena schlägt ihren Geist mit Fäusten. An Gott denkt sie nicht, und das Beten ist ihr nie ferner gewesen als in dieser Stunde. Es gibt Dinge für die selbst Gott keine Hilfe hat. Man muß weiter zurückdenken. Denn es sind Geheimnisse auf dieser Erde, die waren eher als Gott; oder sie waren doch zugleich mit ihm da. Er hat sie nicht gemacht; er kann sie also auch nicht aus der Welt schaffen. Nein, Alt Lena betet nicht“ (S. 97).

Ja, so ist nun Griefe. Er trägt sein vollgerüttelt Maß mit sich und in sich. Ob er aber selber davon weiß? Er schreibt einmal: „Freilich weiß ich immer noch nicht, ob ich Dramatiker bin; aber ich weiß, daß ich Dramen schreiben muß.“ Und so ist es: er muß schreiben, ohne zu wissen was. Das Drama ist nicht seine Form. Seine Menschen passen nicht in ein Drama, oder doch nur zum Teil. In ihm ist der Geist der Vorzeit lebendig, und der läßt sich nicht dramatisch, sondern nur episch bannen, und so sind denn auch Griefes Dramen keine Dramen. Aber Griefes epische Erzählungen, die großen wie die kleinen, sind voll betäubend mütterlichen Erdgeruchs. Man horcht auf den Atem einer vergangenen Zeit und lauscht dem Rauschen des Blutes der Aeltermutter. Niederdeutsche werden die Besinnlichkeit und das Ergreifende seiner „Alten Glocken“ tief verstehen, und Süddeutschen wird durch sie eine Ahnung niederdeutschen Geistes offenbar werden. —

Wer nun aber meint, daß Griefe die Fragen um Gott nur in solcher Form anrühre, der irrt sehr. Wohl sind auch sie Zeugnis für sein Dichtertum und sein Niederdeutschtum, aber genau so stark offenbart sich beides auch in seinem Humor und in seiner oft wunderbar anmutenden Keuschheit. Wenn Hesekiel aus dem Hohenlied Salomonis zitiert oder in der kurzen Skizze von der „Hofgängerin“ oder in dem Abendplauderstündchen der drei alten Musikanten oder in . . . — ja, warum soll ich nicht zum Beschluß eine Stelle hierhersetzen? Seht, so ist es bei Griefe:

„Am Abend legt er sich schlafen. Und auch sie sucht sich einen Ruheplatz. So wie sie den Berg herabkam, legt sie sich auch nieder; langsam und ruhig, aber jung und voll Kraft.

Sie legt die Kleider ab. Sie legt sie wahrhaftig bis auf das Hemde ab. Er sieht etwas durch die Dunkelheit leuchten, und kann sich wohl denken, was das ist, das Leuchtende. „Du darfst dich gern umdrehen“, sagt sie, „es ist zwar alles deins, Hans; aber zur rechten Zeit. Ich brauche morgen früh auch nicht geweckt zu werden.“

So ist das Leben. Sie ist da; sie ist ganz einfach wieder da, die Gret.

Wohin aber ist Hans Tromp der Wanderer gekommen? Wo sind seine großen, traumverfangenen Gedanken? Wo sind seine Worte, die er am ersten Abend in diesem Tale sprach?

So ist das Leben. Ein Mensch ist er schon; nun soll noch ein Mann aus ihm gemacht werden.

Da er am Morgen aufwacht, ist Gret schon fort.“

(„Alte Glocken“, S. 80 f.)

Das Königsberger Neue Schauspielhaus

Im Winter 1926/1927

Von Fritz Kudnig

I.

Schon die Verkündung des neuen Spielplanes 1926/27 barg das Versprechen in sich, eine von vielen Seiten gehegte Hoffnung Erfüllung werden zu lassen: das Königsberger Schauspielhaus zu einer Pflegestätte wahrhaftigen Kulturlebens zu machen. Ein Ziel, dessen Größe gerade in unserm Osten, der fast in allen kulturellen Dingen mehr oder minder auf sich selber gestellt, gar nicht zu überschätzen ist.

Bestes Zeichen, daß in der kurzen Berichtszeit nicht weniger als sechs Klassiker gespielt wurden. Vorher war man mit den Klassikern ungemein sparsam umgegangen. Man hielt sie vielleicht für überaltert, für unfähig, unserer so ungeheuer fortgeschrittenen Zeit noch etwas geben zu können. Man vergaß dabei, daß unsere Zeit wohl fortgeschritten ist in allem Aeußeren, in allen zivilisatorischen Angelegenheiten, daß sie ein ähnliches Fortschreiten in den Dingen des Innenlebens aber schmerzlich vermissen läßt; ja, daß sie dies Innenleben, den einzigen Quell der wahren Kultur, fast völlig hat versiegen lassen. Die reuige Rückkehr zu unsern Klassikern, überhaupt zu reiner und großer Kunst, ist ein Zeichen der Selbstbesinnung, das für die Zukunft das Beste erhoffen läßt. Nicht hoch genug zu werten ist dabei die Tatsache, daß diese große Kunst in zahlreichen Schülervorstellungen gerade an die Menschen herangebracht wird, die von ihr am meisten befruchtet werden, da ihre junge Blüte noch weit offen steht der Empfangnis des Reinen und Tiefen.

Konnte diese Spielzeit schöner eingeleitet werden als durch Shakespeares „Wintermärchen“? Mag die hohe Kritik dem Dichter auch immer wieder zum Vorwurfe machen, daß dieses Stück aus zwei Teilen bestehe, die bei ihrer Gegensätzlichkeit nie ganz zu vereinigen seien, hat der Dichter sein Märchen für kühle Kritiker geschrieben, für alles zerpflückende Verstandesmenschen, oder für Menschen, deren Herzblut sich völlig unbeschwert den Schwingungen hinzugeben vermag, in die des Dichters Herz sie zu bringen trachtet? Kann man es einem Shakespeare verübeln, wenn er, im Uebermaße seiner Kraft, sich hier selbst übertrumpft, wenn er dunkelster Tragik die ausgelassenste Heiterkeit auf dem Fuße folgen läßt, wenn er die rasende Leidenschaft münden läßt in lächelnden Traum und singende Stille? Wer's ihm verübelt, der mag es tun. Fritz Jęzner hatte es jedenfalls durch den Zauber seiner Inszenierung selbst dem Schwerfälligsten leicht gemacht, dem Dichter auf all seinen wirren Wegen willig zu folgen und sich seines Märchens zu freuen von ganzem Herzen. (Eberhard Keindorff als Leontes, Charl. Kramm als Hermione, Ruth Albu als Perdita, Kurt Hoffmann als Antigonus, Franke-Boock als dessen Gemahlin, Karl Marx als Polygenes, Ed. Wend als alter Schäfer und alle anderen brachten in schönem Zusammenspiel das Märchen in allen Teilen zum Klingen.)

Endgültig hat nun auch das große Schauspiel eine würdige Wirkungsstätte, im Stadttheater, gefunden. Jetzt erst sieht man, wie sehr sie bisher entbehrt worden ist. Schillers „Räuber“ gaben den Auftakt. Dr. Fritz Jęzner führte den Dirigentenstab. Der Ernste, Gesezte blieb dem jungen, revolutionären Feuerkopf Schiller nicht das mindeste schuldig. Des Dichters Worte wurden ein riesenhafter, schaurig-schöner Brand, der nicht nur auf der Bühne in hellen Flammen loderte, der auch auf die Zuhörer übergriff und alle Herzen entzündete. Friedrich Carlman's Franz beherrschte die Szene. Das Heer der Räuber im Walde, der raffiniert in Szene gesetzte Schloßüberfall waren Bilder, die man so leicht nicht vergißt. — An der Ausstattung dieses und aller folgenden Stücke bewies sich das Feingefühl unseres trefflichen Raumkünstlers Bernhard Klein aufs Beste.

Der junge, talentvolle F. R. Werkhäuser hatte sich Lessings „Emilia Galotti“ (Eva Maroldt) angenommen. Es lag gewiß nicht an ihm, wenn

diese Tragödie nicht in unsere letzten Tiefen drang. Unser Blut blieb nicht kühl, aber unaufgewühlt. Wohl nur, weil der Dichter selber nicht sein ganzes Herzblut in dies Stück geströmt, wie Schiller in seine „Räuber“, die immer wieder so ganz unmittelbar zu unserm Blute sprechen.

Kleist's „Prinz Friedrich von Homburg“, von Friedr. Carlmanr groß in Szene gesetzt (mit dem warmblütigen Eugen Wallrath in der Titelrolle, mit Karl Marx als Kurfürsten), hatte wesentlich stärkeren Erfolg.

Der uns nach Jahren der Abwesenheit wiedergeschenkte Karl Knaak stellte uns Calderons „Dame Kobold“ auf die Bühne. Das so sehr bedrohte Herz-Glück dieses irrwischhaften spanischen Wesens (das durch Eva Maroldt Fleisch und Blut erhielt) liegt uns heute immerhin etwas fern. Und doch wurde es ein köstliches Vergnügen, zu sehen, wie diese spukhafte Dame der hohen spanischen Gesellschaft im Laufe des Abends, allen Schicksaltücken zum Trotz, sich den so sehr geliebten Don Manuel (in der heldenfühnen Gestalt Fritz Klippels) aus dem von ihr selber angerichteten Chaos heraus eroberte.

Von diesem durch die spanische „Dame Kobold“ angerichteten Chaos ist ein sehr weiter Sprung zu dem von H. Pfeiffer inszenierten „Chaos bei Tinkauer“, das uns die Ostpreußen Martin Borrmann und Gerhard Boßmann besicherten. Sie hatten versprochen, „ein schwankhaftes Thema in literarischer Form zu behandeln und es nicht mit Schwankfiguren, sondern mit Menschen zu bevölkern“. Es ist ihnen gerne zu bestätigen, daß ihr vergnügliches Chaos auch von Menschen bevölkert ist, wenn auch nicht verhehlt werden darf, daß die Schwankfiguren darin nicht minder lebendig sind. Aller Achtung wert der technische Schmiß in dieser dramatischen Erstlingsarbeit der beiden Autoren; nicht weniger anerkennungswert die nicht unoriginelle Idee des Stückes. Einzig zu bedauern, daß die Autoren es sich nicht versagen konnten, ihr Bühnenessen mit einigen überderben Geschmacklosigkeiten zu würzen; um so befremdlicher, weil diese Köche mit solchem Gewürz ansonsten ihre Speisen nicht zuzubereiten pflegen. Wolf Benekendorff, der Dichter von Nachbars Gnaden, war köstlich; Friedr. Carlmanr, als der um sein Dichtwerk bestohlene Nachbar, sehr fein gezeichnet.

Ein dramatisches Paprika-Schnitzel, raffiniert mit Tränen-Sauce und Moral-Salat serviert, setzten uns die fingerfertigen Herren Bernauer und Westerreicher im „Garten Eden“ vor. Es waren laut unzweideutigem Untertitel „vier Kapitel aus dem Leben eines unanständigen Mädchens“. Immerhin zweideutig, daß dieses (von Liane Rosen temperamentvoll dargestellte) Mädchen sich schon im ersten Kapitel als durchaus, ja geradezu unglaublich anständiges Mädchen entpuppte, das lediglich die dankbare Aufgabe hatte, nach dem Willen der fassenkundigen Herren Autoren den Schlamm, durch den es wadet, recht augenfällig an seiner Umgebung aufzuzeigen. Spielleiter Direktor Waldeck hatte Licht und Schatten in dieser Komödie so meisterhaft verteilt, daß selbst über den „aufgezeigten“ Schlamm noch, sagen wir poetisch: ein rosenroter Schimmer ausgegossen war.

„Week-end“, ein englisches Lustspiel von Noel Coward, das wirtschaftliche und geistige Tohuwabohu in einer sichtbar besonders begnadeten Künstlerfamilie karikierend, verbreitete trotz ihrer besserer Absicht nur eine etwas „kühle Wärme“ im Hause. Und selbst der Allerweltskerl Knaak, der das Stück nicht nur inszenierte, sondern darin auch neben seiner famosen Lustspielgattin — Tergast-Grawz — eine Hauptrolle spielte, wurde dabei offenbar nicht recht warm unter seiner Weste. — Um so heißer wurde es ihm in seiner Bombenrolle als Philipp Klapproth in der allseits bekannten „Pension Schöller“ von Carl Lauf. Er brachte selbst den an seinen Pensionszirkus schmerzlich gewöhnten Direktor Schöller (den treuen Ed. Wend) in einige Verlegenheit. Mag Webers dauernd tobender Major, Pfeiffer als Mensch ohne „£“ in „Schinners Wannenstein“ unterstützten ihn dabei aufs sachverständigste. Direktor Waldeck war in seinem Element.

Daß in das Meer der Theatergeschicke jeder Spielzeit auch ein Schwank von Arnold und Bach münden muß, um besagtem Meere gelegentlich einen besonders saftigen „Gold-Glanz“ zu geben, ist begreiflich. Selbst die Kunst geht nach Brot. Und leider kann auch keine Theaterkasse ohne Goldgehalt leben. Axel Waldeck, der Leiter auch dieses Arnold-Bachschen Schwanks (der sich diesmal vielversprechend „Stöpsel“ nannte), weiß es genau wie wir. Daß seine auf den Schwank verwandte Mühe nicht vergebens gewesen, bewies ihm das Strömen der Zuschauer und der gleich erfreuliche Strom ihres „Goldes“.

Und weil solch ein Goldstrom etwas Verlockendes ist, selbst für starke Charaktere, so blieb es nicht nur bei einem Arnold und Bach dieses Mal. Hatte diese Firma mit „Stöpsel“ das Jahr begonnen, so endete sie es mit ihrer „Spanischen Fliege“, auf deren fassen-gold-bestäubten Flügeln man unter der fröhlichen Leitung von Eugen Schulz-Breiden aus dem alten Jahre ins neue hinüberflog in der Silvesternacht.

II.

In dem neuen Jahre begrüßte uns, hornlos, aber nicht harmlos, „Der Teufel“. Es war nicht der Leibhaftige leibhaftig, sondern nur „Der Teufel“ von Franz Molnar in der Gestalt von Wolf Benekendorff. Aber er hatte nicht weniger Geist als der Leibhaftige selber, und seinen verführerisch gleißenden Paradoxen verfielen rettungslos Männlein und Weiblein auf der Bühne (und, wenn man genauer hinsah, auch im Zuschauerraum). Kein Wunder, wenn der das Spiel aufziehende Herm. Pfeiffer diesem Teufel so kunstgerecht seine krummen Wege ebnete.

Ergötzten die Großen sich höllisch bei diesem „Teufel“, so verlustigten sich die Kleinen gar himmlisch bei E. Kurt Fischers „Zwerg Nase“, der grauslichen alten Hege und den vielerlei Leuten, die Fischer in diesem modernisierten Hauff'schen Märchen mit Schulz-Breiden's Hilfe auf die Bühne brachte. Die ganz Kleinen im Zuschauerraum bekamen es anfangs allerdings sehr mit den Aengsten; weil der Hegenabbath alsogleich mit einem erschrocklich tollen Radau anhub. Sie beruhigten sich jedoch alsbald an der Brust ihrer Mütter und freuten sich später königlich ob der funterbunten Bilder, der bewegten ernst-heitern Handlung und der wunderschönen Musik, die Kapellmeister Leichteritz dem Stück geschrieben hatte.

Für uns „Erwachsene“ brachte Fritz Rich. Werkhäuser Gerhart Hauptmann's abenteuerliche „Dorothea Angermann“. Wir waren während des Stückes tief ergriffen. Aber dieses Ergriffensein kam nicht vom Werk her. Es galt dem gealterten Dichter, dessen redliches aber völlig vergebliches Mühen um große Schicksalsgestaltung ehrlich erschütterte. — Selbst das glänzende Spiel des Kodes Mario (Kurt Hoffmann) und die besetzte Darstellung der Dorothea durch unsere ausgezeichnete Charakterpielerin Franke-Booth vermochte über die Hilflosigkeit der meisten Gestalten nicht hinwegzutäuschen.

Wie himmelhoch höher als dieses Alterswerk Hauptmann's steht das fast 30 Lebensjahre jüngere „Fuhrmann Henschel“. Auch hier fast dieselbe, unkämpferische Weltanschauung: Wir können nichts dafür; wir sind ja nur Spielpuppen des Geschickes! — Wie sind aber diese Spielpuppen des Geschickes, der Fuhrmann Henschel und die Hanne Schäl, aller menschlichen Tiefen voll! Hier sind wahrhaftige, wenn auch willenlose, Menschen geschaffen, ins seeliche Chaos hineingeschleudert durch dunkle dämonische Mächte. Und es bedurfte gar nicht der großen Kunst der Franke-Booth und unseres Robert Maritz, um das lebendige Menschentum dieser Gestalten zu erweisen. Die Inszenierung durch Pfeiffer war eine der geschlossensten, die wir sahen.

Auch in Strindbergs „Rausch“ vom Schicksal Gehezte, Gequälte, Zerschundene. Wer des Dichters grausame Selbstbekenntnisse kennt, erkennt in diesem hin- und hergezerrten Maurice des Dichters eigenes Bild. Dieses Strindberg'sche Werk ist vom ersten bis zum letzten Federzug mit des Dichters eigenem, schmerzvoll-bitteren Blute geschrieben. — Von Georg Kaisers „Die Bürger von Calais“ kann man dies nicht so behaupten. Kaisers Gehirn stellt sich wieder und wieder seinem lebendigen Gefühle

in den Weg; am meisten vielleicht erkennbar in den Szenen, in denen die ausgelassenen Todgeweihten von ihren liebsten Menschen Abschied nehmen. Diese Szenen rührten nicht ans Herz, weil sie nicht daraus entsprungen waren. Trotzdem erschloß uns Werthäuser mit diesem Werke Kaisers, das dem Opfertode des einzelnen zugunsten der Gesamtheit ein ehrendes Denkmal setzt, eine der wertvollsten Arbeiten dieses Dramatikers. Wenn man zeitweise ergriffen war, hatte der Spielleiter Werthäuser nicht geringen Anteil an dieser Wirkung.

Auch Werfels „Juarez und Maximilian“ griff nicht immer in letzte Tiefen. Wohl fühlte man deutlich, daß es dem Dichter nicht nur um die Belebung alter Geschichte ging, wohl fühlte man, daß hinter dem unglücklichen Habsburger Maximilian auf dem mexikanischen Throne verfaßt der Dichter selber stand in seinem ganzen Ernste, in seinem eigenen Ringen um größte Menschheitsideen; nur fühlte man dies Ringen noch mehr als die straffe Gestaltung; man hörte noch zuviel reden, vermüßte auf längeren Strecken die herblutwarme Verlebendigung dieser Ideen. Doch hat man dem Schauspielhaus Dank zu wissen, daß es uns auch mit diesem Werke Werfels bekannt werden ließ.

Eins der wertvollsten Spiele dieses Theater-Winters war zweifellos Paul Ragnals „Grabmal des unbekannten Soldaten“, das uns Dr. Fritz Jekner selber inszenierte. In einem Hefte der „Blätter des Neuen Schauspielhauses“ hat Fritz Jekner einmal Gedanken über „Das Theater der Zukunft“ ausgesprochen. Es sei gestattet, einige dieser Gedanken hierher zu setzen: „Das Theater der Vergangenheit war ein Abbild seiner Zeit. Das Theater der Zukunft wird ein Vorbild seiner Zeit sein.“ — „Das Theater der Zukunft darf nur noch Leiter haben, die Verantwortungsgefühl gegenüber der Allgemeinheit besitzen.“ — „Das Theater der Vergangenheit ging aus dem Gottesdienste hervor. In Zukunft wird der Gottesdienst aus dem Theater hervorgehen.“ Große Worte, die, Tat geworden, Erfüllung letzter Hoffnungen bringen würden. — Im „Grabmal des unbekannten Soldaten“ hatte F. Jekner Gelegenheit, was er hier ausgesagt, selbst zu verwirklichen. Diese große Tragödie des Weltkriegsmenschen, die tiefste, die ein Dichter nach dem großen Kriege schrieb, wurde ein Gottesdienst, so rein, so lauter, so frei von allem Dogma, so in die letzten Seelen Gründe greifend und erschütternd durch die Gewalt des dichterischen Wortes, daß man erschauerte vor diesem tiefen Mysterium des Lebens und des Todes, und daß man sich der Tränen nicht schämte, die sich einem in die Augen stahlen. — Charl. Kramm als Braut von unsagbarer Seelen-Reuschheit; Kurt Hoffmann ein Weltkriegssoldat, der das ganze Grauen und Entsetzen, die letzte Finsternis der Tiefe herb verschlossen in sich barg, aber auch die ganze übermenschliche Hingabe, die verbissene Kraft des Willens zur Pflicht, den ganzen heroischen Opfermut des Todbestimmten: ein Menschenbild so ungeheuren Ausmaßes nach Höhe und Tiefe, daß man davor erschrak und erzitterte.

Am Schlusse der Spielzeit, die dieser Bericht umfaßt, stand Schillers große „Wallenstein-Trilogie“ in der Gast-Inszenierung durch Leopold Jekner vom Staatstheater Berlin. Karl Marx als Wallenstein, Benekendorff als Oktavio, F. Klippel als Mar Piccolomini, Maritz als Buttler, Keindorf im „Lager“ als Kürassier, später als Terzky, Knaack als General der Kroaten, Hans Schulze als Illo, Weber als Wacht- und später als Kellermeister, Carlmanr als Oberst Wrangel und Gordon, K. Hoffmann als Kapuziner und Quertenberg, Franke-Boock als Gräfin Terzky, Eva Maroldt als Thesla gaben ihr Bestes. Doch sahen wir schon geschlossenere Aufführungen an unserer Bühne als diese, was einmal auf Rechnung der wohl nur kurzen Vorbereitungszeit zu setzen war und dann auch darauf beruhte, daß die schauspielerischen Leistungen den dichterischen Wertwillen nicht immer bis ins Letzte hinein zu erfüllen vermochten. Leopold Jekner hatte rücksichtslos gestrichen, erreichte dadurch aber eine ungeheure Straffung des Spiels, die der Bühnenwirkung unbedingt zugute kam. Das Endergebnis der Aufführung war und bleibt ein großes, packendes Erlebnis, dessen Lebendigstes noch lange in uns nachschwingen wird.

Leseabend Hans Aron

Von Fritz Rudnig

Hans Aron, der sich des öfteren bemüht, einer literarischen Gemeinde dramatische Werke nahezubringen, die das Theater ihr noch nicht vermittelte, las im Gebauhssaal der Stadthalle Tollers „Hinkemann“, den uns das Schauspielhaus, vielleicht aus Furcht vor einem Theaterstandale, noch nicht geboten hatte. Vielleicht hatten auch manche der zahlreichen Zuhörer die leise kieselnde Hoffnung auf eine kleine Sensation gelockt. Die Hoffnung wurde durch den Lesenden gründlich getäuscht. Es sei ihm gedankt.

Hans Aron hob diese Tragödie des durch den Krieg Entmannten über die Sensation, deren das Stück nicht ganz entbehrt, weit hinaus in das große Rein-Menschliche. Wieder hatte man Gelegenheit, Hans Arons schauspielerische Fähigkeiten zu bewundern, die es ihm ermöglichen, allen Personen der Handlung ihr besonderes Gesicht, ihre besondere Geste, ihren besonderen Charakter zu geben. Nicht oft hatte man den Eindruck, daß der Künstler, bei bester Absicht, zuviel des Eigenen gab, so daß sich der Schauspieler plötzlich für kurze Augenblicke vor den handelnden Menschen der Dichtung stellte. Fast immer fühlte man sich dank Arons lebendigem Vortrag im Banne des Geschehens; selbst im letzten Akte, als der Friedensapostel Toller seine Predigt an die kriegsfurienbesessene Menschheit hält. — Aus allem wußte der Vortragende das Rein-Seelische, das immer wieder ergriff, ja manchmal erschütterte, herauszuholen und bildhaft zu gestalten, so daß man am Ende Eins nicht verstand: wie dies Stück einmal ins Rein-Sensationelle verbogen und zu Theaterstandalen emporgepeitscht werden konnte.

Der Dramatiker Toller hat allen Grund, von dem Erfolge seines Werkes Hans Aron einen angemessenen Teil zu lassen.

Von deutscher Verlagsarbeit

Von Paul Wittfo

Trotz der trüben deutschen Wirtschaftslage ist die Ueberszahl der fortwährend neuerscheinenden deutschen Bücher ungeheuerlich, und für die weiten Massen des Lesehungrigen Publikums böse verwirrend. Wir besitzen mit Lesestoff überfüllte Kreise, die nie zu eigenem Urteil, ja nicht einmal zu eigenem Denken, geschweige denn zu Selbstbesinnung kommen. Bücher zu schreiben ist für den Gebildeten heute eine Kleinigkeit, Bücher mit Nutzen zu lesen hingegen für den Bildungsbeflissenen mühselig und, weil der Unberatene allzu leicht auf falsche Fährte gerät, umständlich. Wie man aber bei dem üblichen Unfug des Leihlesens und bei der allgemeinen Geldknappheit Bücher heute noch zu verkaufen vermag, das ist mir ein Rätsel.

Und doch gibt es eine recht stattliche Anzahl von deutschen Verlegern, die offenbar leidliche Geschäfte machen und Autoren zu entdecken und einzuführen verstehen, deren Bücher binnen kurzem in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet sind. Zu diesen begünstigten Verlagen gehört auch der von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, freilich eine Firma, die seit über hundert Jahren Ruf und Ansehen genießt. Bei kritischer Musterung ihrer Hervorbringungen der letzten Zeit will es mir scheinen, daß das größte Verdienst dieses Verlages seit einem Jahrzehnt in der Förderung des prächtigen Niedersachsen Gustav Kohn besteht, eines Volksdichters im besten Sinne des Wortes, eines kernigen deutschen Mannes von wahrem Adel der Art und Gesinnung, ganz volksbluthaft, heimat-echt und im Nationalwesen wurzelnd, von gesundestem seelischen Wuchs. Vornehmlich mit seinem dreiteiligen Scharnhorst-Roman schenkte er uns ein charakterstarkes Werk von tiefer Ergründung der höchstpersönlichen

Eigenwüchsigkeiten eines der vorzüglichsten deutschen Köpfe, der uns indes zu unserem Schaden aus dem Gedächtnis so gut wie entschwunden war. Kohne zeigt auf, daß Scharnhorsts Patriotismus nicht in dem Haß gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen Volke bestand, daß er schon als Hirtenbublein anfang mit zäher, unbeirrbarer Willenskraft um bessere Verteidigungsmöglichkeiten und höchste Sicherheit des Vaterlandes zu jinnen, sich zu den besten Mannestugenden zu erziehen, daß er unausgesetzt bemüht war, schädlichen Vorurteilen zu begegnen, engherzige Ansichten auszurotten, das Volk über seine Schwächen aufzuklären, seine Gesinnung zu reinigen und zu veredeln. Das Erfreulichste aber an Kohnes tief beglückender Erzählerart ist, daß er seinen Helden wachsen läßt wie einen Baum in der freien Natur, daß er ihn hineinstellt in ein Blühen sonnenhafter Lebensfülle, daß der ganze Roman in seiner köstlichen Naturfrische, seiner unverbildeten Ursprünglichkeit, seiner schlichten Lebenswürdigkeit, seiner geistigen Feinheit und Schärfe ein wahres Labfal ist und ein herzfrischer Führer zu deutscher Erneuerung und Erüchtigung.

In Joseph Delmont besitzt der Grunowsche Verlag einen uferlos abenteuernden Weltwanderer von starker Erfindungs- und Einbildungskraft, der namentlich die für die unbegrenzten Möglichkeiten des Entdeckertriebes wie für die Vaterlandsverteidigung begeisterte Jugend anzuregen und zu entflammen vermag.

Anerkennenswert ist, mit welcher anhänglichen Treue und zähen Ausdauer der Verlag der Schriften dreier Verstorbener sich annimmt, Johann Georg Seegers, Ernst Clausens und Max Allihns. Seeger, der bedeutendste Dichter Unterfrankens, hat vornehmlich zwei Romane hinterlassen, die, in ihrer Art sehr verschieden, beide um ihres tief Besinnlichen und sein Gefühlswollen willen gerühmt zu werden verdienen. „Kilian Köhler“ ist die in Tagebuchform gefaßte Geschichte eines unnahbar abseitigen Bauern tief im Bairischen Walde, den unerdientes Mißgeschick freud- und freundslos machte, der sich in sich selbst versenkt, zu feinspürig prüfender, durchgeistigter Blickkraft gelangt und in vorgerückten Jahren sich zu starker Liebe findet. Die ermutigende Zuversicht zur unverbrüchlichen Lebensstärke und sittlichen Kraft des deutschen Menschen gibt diesem Buche sein dauerndes Rückgrat. Der andere Roman Seegers ist die von der blauen Blume sehnsuchtsheißer Romantik durchduftete Künstlergeschichte „Brigittens Liebe“. Clausen war ein Friese von frischblütigem Humor. Sein „Haus am Markt“, ein Roman, der im Hauptstädtchen eines deutschen Duodezländchens spielt, besitzt die breitbeinige, handfeste, sieghafte Fröhlichkeit eines guttherzigen Schalkes, der mit seinen gesunden Sinnen die Engherzigkeit, Unduldsamkeit, Befangenheit und Voreingenommenheit einer von bösem Kastengeist rettungslos unterjochten Gesellschaft am Narrenseil herumführt. Die einst gern gelesenen humoristischen Schriften von Fritz Anders, wie sich der sächsische Landpfarrer Allihn nannte, scheinen mir stark überwertet worden zu sein. Ich vermag in ihnen nur geringe Darstellungs- und zahme Spötterkraft zu bemerken. Dagegen scheint mir eine feste Stütze des Grunowschen Verlages die wie Clausen von den Sturzseen der Wasserfante gewaschene deftige, schelmische und schnurrige Frohnatur Wilhelm Poeds, der aus ergötzlich heiterer Gelassenheit zuweilen sich überschlügt in den Purzelbäumen ausgelassenster Tollaune.

Von der Wasserfante stammen auch zwei andere bedeutende Autoren des Verlages, die Sehmannerin Charlotte Niese und der Lübecker Julius Havemann. Der Niese dichterische Originalität liegt in der Kleinfkunst, der kurzgefaßten Skizze und Novelle. Ihrem glücklichen Sehen und Betrachten, ihrer Liebe für kleine Menschenschicksale, ihrem Sichvertiefen in scheinbar unbedeutende Erscheinungen, die sich unlösbar zu einem Ganzen vereinigen, der Kunst, in einem begrenzten Rahmen Erlebnisse ergreifend oder mit einem Humor zu gestalten, hinter dem eine leise Wehmut zittert, sind ihre erlesensten Arbeiten zu verdanken. Havemann gibt in seinen künstlerisch gekonnten Romanen groß geschaute, vieldeutige Weltbilder, die bedeutsame Zeiträume in ihrer Volksganzheit dichterisch

und zugleich kulturgeschichtlich in großen Zügen von unverblendeter, vorurteilsfreier, überlegener Warte aus bezwingen, auf die ihn sein unbeirrbares Gestaltergewissen erhob.

Die Novellen eines Meisters wie von Glockenklingen durchzitterter Lyrik, Hugo Salus' „Sommerabend“ sind mehr im Anekdotischen stecken geblieben als formvoll gerundete kleine Kunstwerke geworden. Die Perle dieses Büchleins ist das anmutige, ironische und neckische Histröckchen vom „Jungfernpreis“.

Mit zwei vielgerühmten Autoren Grunows, Reinhold Conrad Muschler und Adele Gerhard, vermag ich mich nicht zu befreunden. Muschlers Sucht nach kostbarem Redeschmuck wirkt auf mich nicht sowohl als Sinn fürzier, wie vielmehr als Geziertheit. Er treibt einen zur Schrulle gewordenen Bilderlurus und überbietet sich selbst mit schönrednerischen Phrasen von barocker Künstlichkeit. Wie bei ihm, so ist auch bei Adele Gerhard unverkennbar der Drang zur Höhe, der ehrliche Künstlerwille, der Ideen-, Anschauungs- und Erfahrungsreichtum. Aber die Gestalterkraft der Gerhard hält damit nicht gleichen Schritt. Ihre Figuren verflüchtigen sich in sinnbildliches Dämmerdunkel.

Die von Matilde Mann verdeutschten Erzählungen des Dänen Sophus Bauditz zeichnen sich durch liebenswerte Vornehmheit, lichte Herzensgüte und freie Menschlichkeit aus. In ihrer gradförmigen Unumwundenheit sind sie angenehme Unterhaltung für Menschen, die den Aufregungen, Wallungen, vielgliedrigen Verschlungenheiten und dem Getöse der Gegenwartskunst abhold sind.

Eine Lanze für den deutschen Kronprinzen bricht Carl Lange, der verdienstvolle Herausgeber der „Ostdeutschen Monatshefte“, in schlichter, kerniger Schulschrift die um ihres warmherzigen Tones, ihres Verzierts auf alles schönrednerische Beiwerk willen und dadurch, daß sie mancherlei Wesensschwächen des Porträtierten unumwunden zugibt, aus eigenem mehrjährigen Verkehr mit ihm für die gerechte Beurteilung des viel Getadelten und Herabgewürdigten Beträchtliches beigetragen hat und dauernd weiter beitragen wird.

Alles in allem sehen wir bei Grunow eine gesegnete und charaktervolle verlegerische Arbeit, die voll zu würdigen auf knappem Raume kaum möglich ist. Und so kann ich dem Verleger Fr. Bernhard Schulze, dem heutigen Besitzer des Grunow-Verlages, gegenüber nur ein Wort Lessings in Anwendung bringen: „Daß ein Mensch doch einen Menschen so verlegen soll machen können!“

Wirrungen und Werden eines großen Werkes

Von Paul Burg

„Sollte es denn nicht auch zuweilen für Sie, mein Herzog, wünschenswert und bequem sein, augenblicklich über eine beliebige Summe disponieren zu können, ohne jemand anders als den zu bedürfen, welchem jede Gelegenheit, sich seinem verehrten Fürsten nützlich und gefällig zu beweisen, stets herzlich willkommen ist? Doch auch wirklicher Vorteil würde sich mit der Bequemlichkeit bei solchen Operationen vereinigen, da, bei einer geschickten Leitung die Benutzung großer Summen auf sechs Monate nichts, auch nicht einmal Zinsen kostet. Durch wenige Worte an Rothschild, mit dem Ersuchen, mir, unter Ihrer Garantie, für eine gewisse Zeit ein Blanko-Akzept auf eine durch Ihren Willen zu bestimmende Summe offen zu halten, wäre eine Sache geschlichtet, die zu ebenso nützlichen als richtigen Zwecken dienen könnte, dabei Eurer Herzoglichen Durchlaucht nichts kostet.“

Also schrieb jugendliche Sehnsucht des Schuhmachersohnes Meyer in Gotha, Quergasse 843, der Kleinlichkeit und Stumpf Sinnigkeit des Krämer-tums in die großen und gewagten Geschäfte eines königlichen Kaufmanns zu entfliehen, an den Herzog August von Gotha und erträumte, tausend Säden

weiter Handelsbeziehungen in der Hand zu halten, mit Riesensummen zu rechnen und große Gewinne zu machen, Handel und Kunst im Lande zu fördern und die weite Welt zu bereisen. Der Kammerdiener Buttstädt empfahl ihn dem Kabinettsrat Madelung und dieser dem Herzog. So kam Joseph Meyer in das Exportgeschäft Eybe & Schmaeck nach London. Seine Ahnen waren kleine Handwerker und Schäfer in Thüringen gewesen. Im Schäfer steckt nicht selten ein Astronom, Astrolog, Philosoph und Dorsdichter — einen phantastischen Projektentmacher nannte Vater Meyer seinen spätgeborenen Sohn, der übers Meer ging.

Kindische Schals und Kuriositäten mußte er dem Herzog besorgen — mit 8000 Szentner Kaffee verspekulierte er sich, und floh vor dem englischen Schuldturn nach Hause, lebte im Versteck beim Weimariſchen Pastor Grobe in Weilar, hing literarischen Plänen nach und schlug seinem Herzog vor, ihm 300 Taler zu leihen, er wolle gegen hundertfachen Gewinn Gewehre nach Haiti exportieren. Herzog August starb, selbst tief verschuldet. Meyer, mit der 16 jährigen Pfarrertochter Minna Grobe versprochen, bestimmte den jungen Baron von Boineburg auf Lengsfeld, 68 000 Taler zu einer chemischen Granbleiche und Färberei in Weimar herzugeben. Als alle seine Arbeiter am Nervenfieber erkrankten, hezt man ihm Amtmann und Pnyfus auf den Hals, durch indische Baumwolle habe er Pest und Cholera eingeführt. Bankrott. Meyer diente brav in Boineburgs Schuldknechtschaft bis alles beglichen war, und der Geldgeber ihm dankbar und großzügig das verpfändete Mobilien schenkte, damit er endlich heiraten könne.

Zweimal gescheitert, nach Gotha zurück, wo der brave Vater halb verarmt und unversöhnt gestorben war. Ein Parlamentsstreit in Weimar um Einführung von Papiergeld. Dagegen: Goethe — dafür: Joseph Meyer, der die Bewährung des Papiergelds in England erlebt hatte und (bei Kesselring in Hildburghausen) ein flottes anonymes Schriftchen gegen die Kleinlichen Größen in Weimar losließ. Seine erste Literatenarbeit. Mit der Buchhandlung Henning in Gotha Verabredung über die Herausgabe eines Korrespondenzblattes für Kaufleute und einer billigen Gesamtausgabe der Werke von — Shakespeare und Scott.

„Redakteur Meyer“ heiratet seine Minna im späten Mai und die bringt seinem stürmischen Temperament die stille Bedächtigkeit thüringischer Landpastoren als ergänzenden Blutstrom hinzu. Im nächsten April haben sie einen Sohn und am 1. August 1826 steht im jungen „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ sehr vorsichtig firmiert zu lesen:

„Ich habe die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich unter heutigem Tage, für meine alleinige Rechnung und mit dem nötigen Fonds ausgestattet, ein literarischen Zwecken gewidmetes Institut unter der Firma:

„Bibliographisches Institut“

dahier errichtet habe. Die alleinige Geschäftsführung desselben ist Herrn Joseph Meyer, meinem Gatten, übertragen, dessen Unterschrift Sie sich bemerken und keiner andern Glauben beimessen wollen.

Ergebenst:

Minna Meyer,

Eigenthümerin des Bibliographischen Instituts.

Ein romantischer Beginn! In seiner Festschrift zur Jahrhundertfeier, einer wahrhaft festlichen Schrift, die gern und mit Genuß gelesen werden wird, bringt Johannes Hofseld einen köstlichen Beitrag zur Wirtschafts- und Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts, ein Stück rauschenden Lebens vom Ursprung, Anfang und Vollendung jenes weltberühmten Leipziger Hauses, das uns Deutschen zuerst kostbare Lexika und billige Klassiker bescherte und dessen Gründer auch ein kernerchter Achtundvierziger gewesen ist der für seine Ueberzeugung hinter schwedischen Gardinen saß.

Ein neuer Bauernkriegszyklus¹⁾

Von Dr. Kurt Kauenhoven

Es ist gewiß ein Wagnis, wenn ein Künstler nach Käthe Kollwitzens Meisterschöpfung eine graphische Folge über das gleiche Thema veröffentlicht. Wird es möglich sein, nach solcher Leistung noch etwas Neues zu sagen, wird nicht jeder Künstler, mag er wollen oder nicht, in Abhängigkeit von jenen Blättern geraten, die uns wie endgültige Lösungen erscheinen, über die hinaus niemand gelangen kann?

Man wird solche Zweifel und Gedanken sofort abschütteln, sowie man die große orangerote Leinenmappe aufschlägt, die Geißlers Blätter birgt. Anders der Künstler, anders seine Technik, anders sein künstlerisches Ziel!

Willi Geißler, der in der letzten Zeit auch auf dem Gebiet der Malerei immer mehr auf sich aufmerksam macht (seine Rudolstädter Fresken, sein eindrucksvolles Selbstbildnis von 1925 u. a.), hat sich bis jetzt wesentlich als Graphiker und Buchkünstler einen Namen gemacht. Als Graphiker gelangte er bald über romantische Anfänge zu einer herben, wuchtigen Ausdruckskunst, der es in erster Linie auf das Sichtbarmachen seelischen Lebens ankommt, nicht auf eine umbildende Versüßlichung der Erscheinungen und auch nicht auf ein sachliches Abchildern.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Künstler bei einer solchen Einstellung immer mehr, zuletzt fast ausschließlich, jener graphischen Technik bediente, die schon seit altdeutscher Zeit ein bevorzugtes Mittel des deutschen Künstlers zur Versinnlichung seines Schauens und Erlebens war: des Holzschnitts. Freilich gehört Geißler nicht zu den „Kläublern“; sein aus westfälischer Wucht und rheinischer Lebhaftigkeit gemischtes Temperament bevorzugt einen ungestümen, breiten, kräftigen Vortrag. Und so kann es nicht wundernehmen, daß sich der Künstler für sein neuestes graphisches Werk gerade des Linolschnittes bediente, dessen Vorzüge in seiner flächigen, derben Wirkung bestehen. Sein Nachteil, die geringe Widerstandsfähigkeit des Materials, kommt ja bei einem in geringer Auflage hergestellten Privatdruck, wie diesem, nicht in Frage.

Vertieft man sich in die großen Tafeln der Geißlerschen Mappe, so wird man auch erkennen, wie gut gerade diese Technik den besonderen Gehalt des Werkes zum Ausdruck bringt. Da zu den durch gewitternde Finsternisse grelle Blitze, scharfe Lichter schießen empor und durchbrechen lassende dunkle Flächen, und die handelnden Gestalten treten einsam und abgelöst, kämpfend und Unerhörtes leidend vor den Zuschauer dieses erschütternden Dramas.

Dies macht das Unterscheidende in der künstlerischen Absicht Geißlers aus: Bei der Kollwitz Massenszenen, bei Geißler fast nur einzelne, für sich stehende Gestalten. Und doch gibt die Folge dieser Figuren einen geschlossenen Ablauf voller dramatischer Wucht und Einheitlichkeit. Vielleicht war es die Gewissensverpflichtung des Künstlers, der dem anderen für die zündende Anregung dankbar ist, die Geißler auf das Titelblatt seiner Folge die Angabe setzen ließ: Linolschnitte zu Friedrich Wolf: Der arme Konrad. Nötig war diese Angabe gewiß nicht, denn auch derjenige, der Wolfs Dichtung nicht kennt, wird ohne weiteres den Weg zu Geißlers Werk finden, das sein eigenes Leben auch ohne jene literarische Beziehung leben kann.

Wir brauchen nicht zu wissen, daß Blatt 1 „Konz mit der Fahne“ darstellt. Wir fühlen es: hier ist das Vorspiel. Hier ist der Führer, der mit der Verantwortung, die auf ihm liegt, ringt, der zur Tat unbeugbar ge-
straft ist, und doch voller Demut vor den waltenden Mächten kniet.

¹⁾ Willi Geißler: Bauernkrieg. 6 Linolschnitte zu Friedrich Wolf: Der arme Konrad. 50 Handpressenbrüche, unter Aufsicht des Künstlers hergestellt. Ausgabe A: Nr. 1—10, handkoloriert, in Mappe 50 RM. Ausgabe B: nicht koloriert, in Mappe 26 RM. Selbstverlag, Willi Geißler, Bendorf bei Koblenz.

Der Sturm entbraut rasch: Trommlerin Res (Blatt 2) ruft zum Aufstand, der Priester (Bruder Arnold, Blatt 3) schließt sich an, die Bauern brechen los (Blatt 4). Nun kommt der Umschwung: die Führer gefangen! (Blatt 5), und dann das Ende mit dem erschütternden Blatt 6: Konz am Rad.

Diese graphische Folge des westfälischen Künstlers hat soviel eigene Haltung, soviel eigene Ausdruckskraft, soviel eigene Gestaltungsmacht, daß sie zum Aufmerken zwingt.

Es ist bei der heutigen Unsicherheit auf dem Gebiete der handwerklich-technischen Solidität nicht überflüssig, hinzuzufügen, daß die Blätter vorzüglich gedruckt, geschmackvoll und sorgfältig aufgezogen und in ein höchst erfreuliches, schlichtes, haltbares Gewand gekleidet sind.

Kurz, ein Werk, das dem Künstler als Schöpfer (und als Verleger) alle Ehre macht.

Der Lyriker Richard O. Koppin

Von C. F. W. Behl

Er gehört zu den stillen Talenten, die, unbekümmert um Richtungen und Sensationen des Tages, in die Tiefe der eigenen Seele hinabtauchen und deren Poesie ganz in sich selbst versponnen ist. Um dieses reinen Dichtertums willen gehört ihm unsere Anteilnahme. Es ist eine sehr weiche, sanft das Ohr umschmeichelnde Melodie in den Gedichten von Richard O. Koppin. Erlesene Worte verbinden sich zu farbensatten Klängen, und die jeweilige Stimmung wird gewissermaßen von dieser Klangmusik umspielt. Die Lyrik Koppins hat oft etwas Umschreibendes. Sie wird dann schöne Paraphrase und berauscht sich gern am eigenen Ton. Am stärksten wirkt sie jedoch, wenn sie sich unmittelbar einem Augenblickserlebnis hingibt. Dann wird die Diktion schlichter und sinnfälliger, spricht auch den Leser unmittelbar an, nicht bloß durch das verführerische Medium des Klanges. So etwa im „Wiesentraum“ in der Gedichtsfolge „Die Panflöte“ (die wie alle Dichtungen Koppins in ästhetisch ansprechender Ausstattung im Carl P. Chr̃steliuss-Verlag, Berlin, erschienen ist):

Da lieg ich nun am Wiesensaum
schlafmüde wie ein Lämmerhirt, —
ein Flug verirrer Tauben schwirrt
mir mitten durch den Sonnentraum.

Ein ganz starkes, charakteristisches Naturstück findet sich im selben Bande „Blüten bei Nacht“:

Und tausend Blüten träumen weich im Moos
und seh'n den Mond in hohen Wipfeln stehen,
webfeine Wolken dran vorübergehen,
und fühlen alles außer sich so groß. —

Hier hat Koppin ganz aus der Blumenseele heraus gedichtet; wie es nur einer vermag, der sich allen Wesen und Erscheinungen verschwistert weiß. Die ganze traumbefangene Schwüle eines Julitages ist gegenwärtig in dem Gedicht „Sommerstille“:

Mühle streckt die schwarzen Flügel
starr und reglos in den Raum,
und der Schäfer träumt am Hügel
einen tiefen Mittagstraum.

So vermag nur ein wirklicher Dichter ein Landschaftsbild stimmungsschwer in knappen Verszeilen zu umreißen.

Während oft losere rhytmische Gefüge durch die Wahl überreicher Wortfolgen beschwert erscheinen, offenbart sich in einfacheren, anspruchsloseren Gedichten ein reines und ausdrucksstarkes Weltgefühl. Unter den Abend- und Dämmerstimmungen des Bandes „Das Gesicht der Nacht“ finden sich die schönsten lyrischen Gebilde dieser Art, z. B. „Tagende“:

Aus warmem Braun hebt sich die Erde,
der Ruckuck ruft noch dann und wann —,
zu Tale wolkt die Lämmerherde,
durchs Tor nichtrotten müde Pferde . . .
Die Stadt steckt erste Lichter an.

Stärker vom Worttausch hingerissen zeigt sich Koppin im „Rosenmysterium“, sieben Gedichten, die ein Liebeserlebnis zur Allegorie formen und die alle, ein wenig geschmäclerlich und schmuckfreudig, annuten wie behutsam gewebte Gobelins. Koppin wird uns noch viel Schönes bescheren, wenn er seine Diktion zu möglichster Schlichtheit zwingt.

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

„Es steht kaum etwas so fest als die Tatsache, daß der Zustand der Presse je länger, je mehr das gesamte geistige Massenleben der Völker bestimmt.“ Karl Büchner

Wilhelm von Scholz: Perpetua. Der Roman der Schwestern Breiten-schnitt. (Horenverlag, Berlin).

Der Name von Wilhelm von Scholz ist, nun er zum Vorsitzenden der preussischen Dichterakademie gewählt wurde, von allen Zeitungen genannt, sein gedrungener, stark geschnittener Dichterkopf in allen illustrierten Blättern gebracht worden. Damit bekommt er, den die literarisch Wissenden schon lange kannten und schätzten, eine Vordergrundlichkeit, die er schon lange verdiente. Wohl gibt es im Horenverlag außer Einzelausgaben in fünf Bänden seine gesammelten Werke. In einem Bande seine Gedichte, die vielleicht sein Eigenstes sind, in drei Bänden seine zehn Dramen, von denen einige Bühnenerfolge hatten; den dritten Band füllen zwanzig Erzählungen, und im fünften haben wir den Wanderer und Reisefeldbilderer beisammen.

Darüber hinaus hat Wilhelm von Scholz jüngst als reifer Dichter seinen ersten Roman erscheinen lassen. Es ist ein gewichtiges, sicher und breit gebautes Buch; ein Zeitbild aus dem Augsburg um 1600, aber mehr noch

eine Seelengeschichte zweier äußerlich wunderbar ähnlicher Zwillingsschwestern Katharina und Maria. Die Nonne Perpetua sind sie beide nacheinander. Katharina mit übersinnlichen Kräften, vor allem des Fern- und Hellsehens und der zeitlichen Vorschau begabt, gebraucht im Liebesrausch der Jugend diese Kräfte in sittlicher Unbeherrschtheit, so daß sie als Hexe zum Tode verurteilt wird. Die ins Kloster gegangene Maria, in der der Drang zum Sich-opfern lebt, rettet sie durch Kleidertausch kurz vor dem Verbrennungstode, den sie statt ihrer erleidet. Katharina aber läutert sich nach langer Krankheit nun als Nonne zum selbstlosen Gebrauch ihrer Kräfte und wird die Retterin Augsburgs vor der Pest, wird Äbtissin, „Wunder“-Täterin und Heilige.

Man ist bei Scholz sicher, daß immer wieder, oft an unerwarteter Stelle, ein Wort aufklingt, satt vom tiefen Lebenssinn und lebendig eingefügt, aufleuchtend im breiten Zuge dieser seltsamen Seelenkündung. Aber das Neue, das, was vor zwanzig oder zehn Jahren noch kaum möglich gewesen wäre, ist, daß diese wunderbaren Geschehnisse, die sie als Hexe und als Heilige vorahnt oder vollbringt, nicht als ein romantisches Märchen erzählt werden oder in Frage gestellt werden, als ein Bericht von einst — die Er-

zählung fußt auf Überlieferungen —, sondern mit ruhiger Selbstverständlichkeit als Geschehnisse berichtet und gestaltet werden. Ich persönlich sehe darin ein wichtiges und erfreuliches Zeichen der Zeit, einer Zeit, die sich allmählich aus der Enge einer platt materialistischen Diesseitigkeit befreit und die das, was sie nicht oder noch nicht „erklären“ kann, zwar übersinnlich, aber deshalb nicht übernatürlich nennt.

Wir haben unter den lebenden Dichtern keinen, in dem, nicht etwa im Spiel, sondern im letzten Ernst, das ahnende Wissen um diese Dinge stärker entwickelt ist als in Wilhelm v. Scholz.

Carl Meißner

Paul Ernst: Der Schatz im Morgenbrödtal. (Horenverlag, Berlin).

Warum habe ich diesen kleinen Roman von 200 Seiten schon ein paar Tage, nachdem ich ihn zum erstenmal gelesen hatte, zum zweitenmal zur Hand genommen und wieder gelesen? Ein dem Stoffe nach gar nicht bedeutendes Buch, eine Wiederaufbaugeschichte nach dem Dreißigjährigen Kriege. Die Handlung entwickelt sich in Hahnenklee im Harz um einen in einem alten Bergwerksschachte versteckten Schatz aus Kriegsbeute, den entlassene Soldateska wieder holen will und der dem zufällt, der sich mit seiner Hilfe ein Bauernleben wieder aufbauen wird. Nachwehen des Krieges: Totschlag, Brand und Mord, kommen reichlich darin vor. Aber das, was erquickt, ist die stille Entschlossenheit der paar Menschen, die aus den Trümmern im eigentlichen Sinne des Wortes sich ein neues Leben zimmern, die den Pflug wieder durch den verunkrauteten Acker ziehen, und wenn sie sich selbst vorspannen müssen, die sich mit Arbeit, Ordnung und neue Glücksmöglichkeiten zu schaffen beginnen. Es ist nicht nur der Vergleich der Zeiten, der sich auf tut. Der ist ja gar nicht so stark, denn im damaligen entvölkerten Deutschland hatten die Wiederaufbauenden eines, was uns heute bitter fehlt: Raum! Nein, die Hauptsache dieser tiefen Lesebefriedigung, „die starke und reine Wirkung“, von der auch Karl Scheffler spricht, kommt daher, woher letzten Endes immer unsere künstlerische Freude kommt: aus der Reise der Dichterpersönlichkeit, die dahinter steht. Es

ist bei Paul Ernst eine Edel- und Spätreise gekommen, die dieses schlichte Buch an Vollkommenheit weit über seine früheren Werke stellt. Es ist nicht nur die Reise der künstlerischen Kraft, seiner knappen, alles schaubar machenden Darstellung, nein, es ist auch die menschliche Reise seines Weltbeschauens, kurz daselbe, was wir auch bei dem Dichter Paul Ernst mit immer mehr Freude spüren. Er wird wesentlich und einfach zugleich. Es ist hier etwas wieder da von der besten älteren Erzählertkunst, von Raabe, von Keller und Storm, und die stärkende Wirkung dieser erzählenden Dichtung läßt sich vielleicht am besten zusammenfassen in das Goethe-Wort: „Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.“

Carl Meißner

S. Eberhardt: Der Körper in Form und in Hemmung. (Verlag C. H. Beck, München).

Ein bedeutendes Buch, das sich gegen die Überspannung der Psychoanalyse wendet und ihr die „Physio-Synthese“ entgegenstellt. Die Lehre von der „Disposition“, von der „Form“, die Überwindung der „Hemmung“ steht im Mittelpunkt dieses ungemein anregenden, durch reiches Bildmaterial ergänzten Werkes, mit dem sich auseinanderzusetzen für den Sportsmann ebenso eine Notwendigkeit bedeuten wird wie für den Arzt, für den Künstler, überhaupt für jeden Gebildeten schlecht hin.

Hans Gäsger

Dr. Georg Leibbrandt: Die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien. 198 S. Geh. 5.— RM. Ausland und Heimat Verlags-A.-G., Stuttgart, Haus des Deutschtums, Charlottenplatz 1.

Das Deutsche Ausland-Institut gibt eine neue Schriftenreihe heraus, die neben den beiden schon bestehenden, einer kulturhistorischen und einer rechts- und staatswissenschaftlichen, zu einer Sammlung von Quellen und Dokumenten des Auslandsdeutschtums werden soll. Als erster Band dieser von den Professoren Goek (Leipzig), Träger (Berlin) und Uhlig (Tübingen) im Auftrag des Wissenschaftlichen Beirats herausgegebenen Reihe erschien ein Buch von Georg Leibbrandt über die deutschen Kolonien in Cherson und Bessarabien, eine Sammlung von Berichten der

Gemeindeämter über die Entstehung und Entwicklung der lutherischen Kolonien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Diese Berichte sind seinerzeit auf eine Umfrage des Staatsrates von Hahn, des Vorsitzenden der obersten Kolonialbehörde, der „Fürsorge-Komität der deutschen Ansiedler im südlichen Rußland“, vom 8. Januar 1848 bei sämtlichen Schulzenämtern und Schullehrern entstanden; auch die Kirchenbehörden und Geistlichen haben dabei mitgewirkt und hatten Abschriften an das Probstarchiv nach Odessa einzureichen.

Das Buch, das uns über die Geschichte und Entstehung, über Leiden und Freuden der deutschen Kolonisten in Südrußland unterrichtet und für die gesamte Geschichte des Deutschtums bedeutungsvolles Material übermittelt, dürfte bei vielfacher Verwandtschaft mit der Kolonistenfrage in Galizien besonderes Interesse haben. Dem stattlichen, 198 Seiten starken Bande (zu beziehen durch jede Buchhandlung oder die Ausland und Heimat Verlags-A.-G. Stuttgart, zum Preise von 5.— RM.) sollen bald andere folgen. In diesem Zusammenhang sei auf die wertvollen Schriften der Ausland und Heimat Verlags-A.-G. in Stuttgart aufs wärmste und nachdrücklichste hingewiesen. A. F.

Ewald Banse: Das Buch vom Morgenlande. Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

Auffallend groß sind im Buchhandel die Neuerscheinungen von Büchern fremder Länder. Unter denen, die sich durch gründliche Kenntnis, durch reiche charakteristische Bebilderung und durch gut sichtbaren Druck des Textes auszeichnen, befindet sich ein Werk des bekannten Geographen und Künstlers Ewald Banse. Sein Buch übt einen starken Eindruck aus, weil der Verfasser die wichtigsten Erscheinungen des Orients in einer Fülle von Bildern und Gestalten, die an unserm Auge vorüberziehen, festzuhalten weiß. Der Ertrag von fünf großen Reisen durch die Länder des Islams und eine jahrzehntelange Beschäftigung mit den Fragen des Orients sind hier von einem Forschungsreisenden gesammelt, der die Fähigkeit des Verstehens in die Natur hat und uns Menschen und Landschaften in feinen und einprägsamen Strichen zu malen weiß. Carl Lange

Meyers Lexikon, Siebente Auflage, fünfter Band, Bibliographisches Institut, Leipzig.

Jeder neue Band des in siebenter Auflage erscheinenden Lexikons ist ein schönes Geschenk. Wenn man diesen fünften Band von Germanium bis Hornbaum durchblättert, so fällt wieder die vortreffliche Ausführung der Bebilderung auf und die reichen Beigaben von technischen Bildern, wie wir sie z. B. bei der Holzbearbeitung finden, die Maschinen modernster Art zeigen. Ich lese zufällig Biographisches über den in Herdorf geborenen preussischen Staatsmann Göpfen-Alschoff und sehe die ausgezeichnete und übersichtliche Karte von Hamburg mit einem Straßen-, Plätze- und Gebäudeverzeichnis bis zur Gegenwart durchgeführt. Das Werk enthält Ergänzungs-karten von der Umgebung und der inneren Stadt und eingehende reichhaltige Schilderungen über alles, was über den Freistaat Hamburg, die Stadt, die Hafenanlagen und Bevölkerung, Schifffahrt und Handel, Geschichte und Literatur zu sagen ist. Die Ausführungen zu den einzelnen Begriffen und Namen gehen so weit, daß bei dem Abschnitt Graphik Kupferdrucke, Holzschnitte und Lithographien im Wandel der Zeiten wiedergegeben sind, und zwar je eine charakteristische Darstellung des jeweiligen Zeitgeistes. Es ist nicht möglich, die reiche Zahl der prächtigen Farbentafeln anzuführen, aber mit Hinweis auf die früheren Besprechungen der Bände verstärkt sich die Überzeugung, daß Inhalt und Ausstattung dieses einzigartigen Nachschlagewerkes an Wert und Bedeutung immer noch zunimmt. Carl Lange

Reichskurzschrift-Bücherei Heft 27, Bd. 1: Übung und Fortbildung in der Einheitskurzschrift. Bearbeitet von Studienrat P. Brettnacher und Oberschullehrer B. Buschakti, Königsberg. H. Apis, Verlag für Berufsbildung, Berlin SW 61; Belle-Alliance-Straße 92.

Sehr erfreulich ist die Tatsache, daß dies Buch Gedichte, Skizzen und kleine Erzählungen aus der Ostmark bringt. Möchte es nicht nur in der östlichen Heimat, sondern auch im Reich Verbreitung finden, denn unter den Mitarbeitern begegnen uns wohlbekannte Namen wie Johanna Ambrosius, Felix

Dahn, Hans Frank, Alfred Brust, Karl Demmel, Arno Holz, Walter Heymann, Carl Lange, Agnes Miegel, Georg Reide, Oscar Schlicht, Werner Schulz, Hermann Sudermann, Ernst Wiechert. Thomas

begrüßte Ergänzung dar; denn der Dichter schuf aus seinem Menschentum heraus, und das stand immer unter dem Zeichen des Lehrers.

Ernst Lemke

Hans Leip: Tinsler. Grethlein & Co., Leipzig und Zürich.

Die abenteuerliche Geschichte von der verspäteten Heimkehr Tinslers aus russischer Gefangenschaft, vom Tempo der Zeit und der wechselvollen Arbeit, bis er sich in die neuen Verhältnisse einlebt. — Schauplätze leuchten bewegt und reizvoll auf: die Platinuscher im Ural, die Flucht, Moskau, Berlin, Hamburg, London, Kopenhagen, verwegenste Flugfahrten, die Stätten großer Arbeit — ein Bild unserer Zeit in knappster Form. — Eigenartige Männer, typische Verdichtungen unserer heftigen Zeit treten hervor; seltsame Frauen begleiten und erregen die Geschehnisse; der Spuk grauenvoller Erinnerungen verblaßt vor dem hellen starken Angesicht der Zukunft. F. G.

Otto Ernst: Der deutsche Schulmeister und sein Werk. Gesammelte pädagogische Aufsätze und Reden. L. Staackmann, Leipzig. 1926. 350 S. Geh. 4. — RM, Leinenband 6. — RM.

Noch einmal grüßt uns der Name Otto Ernsts auf einem neuen Buch. Diesmal nicht der Dichter, sondern der Schulmann, der so oft und gern dem Beruf, aus dem er zum Dichter herausgewachsen ist, sein begeistertes und begeisterndes Wort lieh. Dieses Buch darf man als das Vermächtnis des Lehrers an seine nie von ihm vergessene deutsche Schule betrachten. Es ist freilich nichts in dem Buch, das nicht schon hier oder dort bekannt geworden ist, aber es ist dennoch dankenswert, daß der Verlag, der des Dichters Werk betreut, diese Aufsätze und Reden in einem Bande zusammengestellt hat; denn die Sammlungen seiner pädagogischen Schriften waren vergriffen. In erster Linie ist das Buch für die Lehrer gedacht, aber, da Ernst die Fragen dieser Art immer unter dem Gesichtspunkt des ganzen Volkes betrachtet hat, können auch die Eltern aus ihm eine Fülle schöner Anregungen schöpfen. Für den Besitzer der Gesammelten Dichtungen Otto Ernsts stellt der Band eine freudig

Almanache und Jahrbücher.

Die Almanache, Jahrbücher und Kalender wachsen von Jahr zu Jahr. Fast jeder literarisch namhafte Verlag und fast jede Landschaft hat ihren eigenen Kalender, ob er nun in Buchform oder in Blättern zum Abreißern erscheint. Literarisch wertvoll ist der mit einem vielfarbigen Lichtdruck, einer Originallithographie und 32 Bildtafeln versehene „Almathea-Almanach 1927“ (Almatheaverlag Zürich-Wien-Leipzig), der auch eine Übersicht der Verlagstätigkeit bringt. Eichendorff führt den Kalender mit den Versen „Dichter“ ein. Skizzen, Erzählungen und Lyrik wechseln. Porträts hervorragender Künstler (u. a. von E. T. A. Hoffmann) und Abhandlungen über Beethoven, Schubert und Bruckner kennzeichnen den Charakter des Buches.

Auf die dritte Folge des „Bärenreiter-Jahrbuches 1927“ (herausgegeben von Karl Vötterle im Bärenreiterverlag zu Augsburg) sei besonders aufmerksam gemacht. Die Verbindung von Musik und Religion, die Vertiefung des Menschen durch Versenkung in sie findet hier vielfachen Ausdruck (Anna Schieber und Martin Schlenker).

Ein ausgezeichnetes Nachschlagewerk über die deutsche Bewegung, über die gesamte Presse auf den verschiedensten Gebieten, über das Grenz- und Auslandsdeutschum ist das von Bruno Tanzmann herausgegebene „Merkbuch 1927“ (Verlag Deutsche Art in Hellerau bei Dresden). Die praktische Verteilung der Notizblätter von Tag zu Tag, die von Paul Zimmermann gewählten Begleiterte von Friedrich Nietzsche sind sehr gut. Der Kämpfer, Dichter und Denker schenkt uns hier vieles, was uns und unserer Zeit Kraft und neuen Aufbauwillen geben kann.

Das neue „Pommernjahrbuch“ (herausgegeben von Paul Volke, erstem Syndikus der Industrie- und Handwerkskammer zu Stettin, und Direktor Alfred Berger, Entworfen und bearbeitet von E. F. Werner-Rades im Dünen-Verlag, S. m. b. H., Stettin) ist auf Handel, Verkehr, Wirtschaft und Handwerk und die Landschaft Pommerns einge-

stellt. Hervorzuheben ist für den gesamten Osten der Beitrag von Hans Schrader über „Handel und Verkehr Stettins mit den Oststaaten vor und nach dem Kriege“. Der zweite Teil geht auf die neueste bauliche Geschichte Stettins ein, die allgemeine Entwicklung des neuzeitlichen Städtebaus, besonders auf die Städte Stolp, Stralsund, Greifswald.

Der „Landwirtschaftliche Kalender für Polen 1927“ (herausgegeben vom Verband deutscher Genossenschaften in Polen, Verlag: Landwirtschaftliches Zentralwochenblatt in Posen) hat in seinem großen Format mit dem ausgezeichneten Bild der Wilmesauer Bäuerin von Hertha Strygowsky den Zweck eines volkstümlichen Kalenders, der neben einer einleitenden Übersicht des Jahres Beiträge über hervorragende Persönlichkeiten Polens und des Auslandsdeutschtums bringt. Von Pommerellen, Posen, von der gegenwärtigen Lage der Wolgadeutschen und von den Wäden und der Entwicklung der Landwirtschaft wird in dem umfangreichen Buch gesprochen; eine Reihe volkstümlicher Sprüche und Erzählungen ergänzt den unterrichtenden und belehrenden Teil.

Gleichen Zwecken dient für Ostpreußen der in der Wahl der Beiträge und Bebilderung ausgezeichnete „Masurenkalender 1927“ (Heimatverlag G. m. b. H., Allenstein). Alles ist dem Verständnis der masurischen Bevölkerung angepaßt und bei aller Schlichtheit von künstlerischem Wert.

Unter der Reihe der landwirtschaftlichen Heimattalender ragt noch der „Kliit“ hervor (Heimattalender für das mittlere Wesergebiet, herausgegeben von Traugott Friedemann und F. H. Landwehr, Verlag: Brechtische Buch- u. Musikalienhandlung, Hameln), der in seiner Art auf der gleichen Höhe wie die vorhergehenden steht.

E. L.

Rudolf Greinz: Taschenbuch für Bücherfreunde. 8. Folge. L. Staackmann, Leipzig 1926. 298 S. Geb. 1 RM.

Mit einem vorzüglichen Bilde Otto Ernsts und 20 Originalzeichnungen von Reinhold Pfeiffer (München) geziert, erscheint zu dem erstaunlich billigen Preise von 1 RM. die achte Folge des Greinzschen Taschenbuches, das wieder wie früher ein trefflicher Durch-

blick durch die Verlagsgaben des für die Pflege bester deutscher Dichtung mit dem Gefühl der Verantwortlichkeit tätigen Leipziger Verlages geworden ist. Vertreten sind mit Novellen, Erzählungen, Gedichten usw.: Barsch, Dreier, Otto Ernst, Ertl, Ginzkey, Gluh, Greinz, Haas, Hadina, Heubner, Heyck, Hohlbaum, Huggenberger, Mayer, Müller (Partenkirchen), Renker, Strobl, Waskik. So gibt das Buch einen trefflichen Einblick in die Fülle der von diesem Verlag vorbildlich gepflegten Dichter. Längst anerkannte stehen in alter Frische neben einzelnen neuen, auf deren Entwicklung wir gespannt sein dürfen. Daß dieses Taschenbuch in achter Folge erscheinen konnte, beweist allein, daß es bereits einen Stamm treuer Käufer hinter sich hat. Er wird diesem Bande erhalten bleiben und dem Verlag und sich viele neue Freunde gewinnen.

Ernst Lemke

Jubiläums-Almanach des Verlags Kösel u. Pustet (München 1926).

Zur Erinnerung an das 333jährige bzw. 100jährige Bestehen der jetzt vereinigten beiden Firmen Josef Kösel und Friedrich Pustet hat der Verlag einen prächtigen, buchtechnisch ausgezeichnet und einwandfrei hergestellten Almanach herausgebracht. Der stattliche, reich illustrierte Band bringt zunächst einen umfangreichen und für jeden Bibliophilen sehr interessanten Rückblick über die Geschichte des Verlages. Es folgt alsdann eine Reihe von Ausschnitten aus den hervorragendsten Veröffentlichungen des Verlages, die, meist bebildert, einen Einblick in das vielseitige Werk dieses rührigen Unternehmens vermitteln und auch dem Nichtkatholiken reiche Anregung verschaffen werden. Eine aufschlußreiche Aufführung der Bücher des Verlages, die sich ja alle durch ihre sorgfältige und von hoher, gepflegter Buchkultur zeugende Aufmachung auch schon äußerlich auszeichnen, bildet den Beschluß dieser schönen Jubiläumsgabe.

Wolfgang Federau

Alfred Döblin: „Reise in Polen“. Verlag S. Fischer, Berlin 1926.

Es sind eine große Reihe von politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Büchern über den Osten und Polen erschienen. Alfred Döblin

ist es gelungen, mit den Augen des scharf beobachtenden Künstlers die vielseitigen Eindrücke plastisch darzustellen. Die Schilderungen werfen Streiflichter auf das Leben der großen Städte in Polen, besonders in Warschau, und führen uns tief hinein nach Galizien, nach Lemberg, ins Naphtagebiet, nach Krakau und dem wundervoll gelegenen Zakopane. Das vielfältige Leben rollt in einer rasenden Schnelligkeit an uns vorüber, denn es sind der mannigfaltigen Begebnisse so viele, die ein ausnahmesfähiges Herz in sich verarbeitet hat und uns wieder schenkt. Ob man nun die Ansicht des Verfassers über das Land und die Menschen teilt oder nicht, eins ist sicher: Jeder wird reiche Anregung finden und den Wunsch in sich erwachen fühlen, durch eigene Anschauung das hier gewonnene Bild zu vertiefen.

Carl Lange

Karl Konrad: Germanische Religion. Ein Leitfaden zu ihrer Erneuerung. Steif geb. 2.20 RM., in blauem Leinenband mit Goldaufdruck 3.50 RM.

Karl Konrad: Kann uns die Edda Religionsbuch werden? Steifumschlag 2.— RM., blauer Leinenband mit Goldprägung 3.20 RM.

Professor Hiersche, Eger, schreibt über diese im Urquell-Verlag Erich Röth, Flarchheim i. Thür. (Bez. Erfurt), erschienenen Werke des bekannten Verfassers: An beiden Schriften ist zu loben, daß sie keine Halbheiten bieten, sie wollen germanisches Göttertum schaffen, nicht das christliche Göttertum arabisch machen oder irgendwie Germanisches und Christliches verquicken. Aus eigenem Wesen, aus eigener Kraft, das ist der leitende Gedanke, und das ist recht. Der Gegenstand erfordert gewiß viel Arbeit, und die Meinungen sind recht verschiedenartig. Es wird sich doch wohl noch eine gemeinsame Anschauung finden oder doch eine solche, die weitere Verbreitung findet. Die Zeit und Erfahrung werden es lehren. Konrads Schriften sind eine warmfühlige, gesinnungstüchtige Darbietung, mag das Urteil über die Einzelheiten auch verschieden ausfallen. Insbesondere kann das die Außerlichkeiten betreffen, die zur Ergänzung angeführt sind. Der Gedanke, an die Dämisagen der Edda Betrachtungen zu knüpfen, ist recht ansprechend,

und der Verfasser weiß das mit Geist und Herzenswärme zu tun. Er ist ganz erfüllt von dem Geiste, der uns durchdringen soll, ob auch die Form, in der dieser wirken soll, zunächst noch recht mannigfach auftreten wird. So können diese Betrachtungen, der Inhalt der zweiten Schrift, ein germanisches Gemüt gewiß tief anregen und erheben. Doch auch die erste, die insbesondere die eddische Sittenlehre behandelt, wird viel Aufklärung schaffen gerade auf diesem wichtigen Gebiete. — Diese anerkennenden Worte aus berufenem Munde sollten vermögen, daß alle, die sich auf diesem innerlichsten Gebiete der völkischen Bewegung zu unterrichten wünschen, sich mit dem Inhalte der beiden Schriften auseinandersetzen.
G. G.

James Joyce: Jugendbildnis. Deutsch von Georg Soyert. Rhein-Verlag, 1926.

Vielleicht ist es gut und wichtig, wenn man dieses Buch zuerst liest, ehe man sich an den „Ulysses“ von Joyce, das Riesenwerk, das ebengleichfalls im Rhein-Verlag erscheint, heranmacht. Schon der vorliegende Roman, der in vielem den Charakter einer Beichte — einer unpersönlichen Nüchternen, fast gewaltsamen Beichte freilich — trägt, läßt uns in den Iren, der das Buch geschrieben hat, einen großen Künstler erahnen. Einen Künstler, der mit fast quälendem Ernst den Problemen seiner Zeit nachgeht, der das Wunder eines werdenden Menschen mit der unbarmherzigen Sachlichkeit eines Chirurgen in der innersten Struktur bloßlegt. Die Gemessenheit und Ruhe seines Vortrages steht in fast erschütterndem Widerspruch zu der Lebendigkeit und Bedeutung der angeschnittenen Probleme und seine Behandlung ethischer, psychologischer und religiöser Fragen ist klarer und dabei erschöpfender und — da es sich um ein Kunstwerk handelt — auch überzeugender, als viele Werke der Fachwissenschaft. Wolfgang Federau

Ilja Ehrenburg: Dreizehn Pfeifen. Deutsch von B. Schirakli. Rhein-Verlag, Zürich und Leipzig.

Ilja Ehrenburg ist der unpathetische unter den heutigen russischen Dichtern. Eben deshalb erschüttert er mehr als andere, die mit der großen Geste die

Wirkung vorwegnehmen, die predigen, wo Ehrenburg berichtet. Nüchtern, überlegen, mit einem oft nur durch große Selbstbeherrschung gewonnenen Abstand zu dem Erzählten. Nie gebraucht Ehrenburg das furchtbare „J'accuse“, aber sein Werk ist voll von Anklagen, die durch eine kalte, herbe Ironie nicht gemildert, sondern verstärkt, durch groteske Schlaglichter in ihrer Wirkung verdoppelt, ja, vervielfacht werden. Dieser dem Moskauer Ghetto entstammende Jude, heute kaum dreieinhalb Jahrzehnte alt, hat in einem über die Maßen schweren, harten und abenteuerlichen Leben mit großer Jugend bereits erfahren müssen, daß dies Dasein Leiden bedeutet. Aber es scheint — nach diesem Buche scheint es so — als ob ihm Tränen fremd geblieben sind. Er will keine Rührungen, keine sanften Entladungen weicher und oberflächlicher Gemüther herbeiführen, er lächelt sogar, aber selbst dieses Lächeln tut noch weh und erschüttert.

Darum sind diese dreizehn Novellen große Kunst. Diese dreizehn Pfeifen, mit denen sich das Schicksal von fast vierzig Menschen verbindet, werden zum Symbol, zum Spiegelbild eines Lebens, das bunt, mannigfach, groß oder klein, kalt oder glühend sein kann, auf alle Fälle aber eines ist: grausam! Das die Menschen umtreibt und peinigt und niemanden schont.

Man kommt dem Dichter, der ein Meister der Sprache und der Bilder ist, mit Inhaltsangaben nicht näher. Man lese dieses Buch, und man wird auf Szenen stoßen, die sich nie vergessen. Etwa die von den beiden Soldaten, dem Deutschen und dem Franzosen, die sich im Dunkel der Nacht auf einem Erkundungsgang, „vor dem Steinhäusen, der einmal Ipern hieß“, begegnen, die ein paar Minuten hindurch gemeinsam aus der Pfeife des einen rauchen und dann übereinander herfallen, sich zerfleischen wie wilde Tiere. Nicht weil sie sich hassen — sie hassen sich ja nicht, denn sie haben sich nie vorher gesehen. Nur weil es da eine andere, unverständliche Macht gibt, der sie sich nicht zu entziehen vermögen, die ihnen befiehlt, sich zu töten. Peter Waldmann hieß der Deutsche, Pierre Debois der Franzose; da sie gestorben sind, weint eine Jeanne drüben, eine Johanna hier.

Nie ist die furchtbare Sinnlosigkeit des Krieges ergreifender dargestellt worden als durch diese gräßliche Parallele.

Oder man denkt an die andere, furchtbarere Szene, wo der vierjährige Sohn des Pariser Kommunisten, dieses Kind, das des Vaters Pfeife nur zum Seifenblasenmachen benutzt hat, nach der Wiedereroberung von Paris durch Mac Mahons Truppen von irgendeinem schönen, ruchlosen, lüsternen und grausamen Weib niedergeknallt wird, die sich an dem Kinde mit der Pfeife im Munde zum Kunstschützen ausbilden will. Hier zum ersten und einzigen Male verläßt den Dichter seine eigene, beberschte Ruhe, und er schreit, brüllt fast, mahnt: „Laßt nie, niemals die weiße Fahne der Unterwerfung hissen!“

Dieses Buch also ist nach allem ein großes, wahrhaftes Kunstwerk, wie man Ähnlichem selten begegnet. Aber es bleibt daneben noch ein Dokument unserer Zeit, unserer von Fieberschauern geschüttelten Generation, das man nicht lesen kann, ohne sehr, sehr nachdenklich zu werden. Und auch dieses ist ein Gewinn.

Wolfgang Federau

Der Weltgarten. I. Band: Karl Foerster: Unendliche Heimat. — II. Band: Fritz von Oheimb: Gartenglück von heute. — III. Band: Paul Landau: Gartenglück von einst. Verlag der Gartenschönheit, Berlin-Westend.

Jedem Freunde der Natur — und wer wollte das nicht sein? — wird diese Sammlung von Büchern „Der Weltgarten“ eine wahre Freude sein. Ob es die Skizzen des ersten Bandes sind, der uns durch alle Jahreszeiten führt, in Wald und Feld, in den Garten oder zum Meer, ob wir die Blütenpracht der Gärten und Parks bewundern, die uns der Verfasser aus seinem Park Weißlowitz vor Augen führt, oder ob wir in das Gartenglück von einst schauen dürfen — immer wieder schenken uns diese fein bebilderten Bücher (mit Ausnahme des ersten Bandes) neue Freude und Anregung. „Der Titel der Sammlung ist in Anlehnung an das Goethewort aus der italienischen Reise ‚Ein Weltgarten‘ hatte sich aufgetan, gewählt; er soll andeuten, daß ihr Inhalt über die Behandlung des

Einzelgartens und der Einzelblume hinaus, wie sie die Bücher der Garten-schönheit zum Gegenstande haben, sich dem allgemeinen Kultur- und Gefühls-gehalt des Gartenlebens zuwendet."

Im ersten Buch wandert der Verfasser Karl Foerster mit uns durch das ganze Jahr und erschließt uns alle Schön-heiten, denen wir draußen in der Natur begegnen. Wer selbst einen Garten besitzt, wird all die Mühe und Sorge aber auch von der tiefen Freude wissen, die dem geschenkt wird, der sich mit dem Herzen der schwierigen Aufgabe der Gartenpflege widmet. Man fühlt bei dem Verfasser des zweiten Bandes, Friß von Oheimb, daß ihm die Natur und die Pflanzenwelt Freund ge- worden sind, daß sie ihm in Arbeit und Stille neben praktischen Er- fahrungen tieferinnere Erlebnisse ge- schenkt haben. Und wie es heute ist, so war es auch in früheren Zeiten, dafür ist uns das Buch Paul Landaus Beweis genug: Die Natur gehört zu den Dingen, die den Men- schen zu allen Zeiten beglückt und beseligt haben.

Carl Lange

HAG

Ich muß sagen, daß ich mit Kaffee Hag sehr zufrieden bin. Er hat ein vorzügliches Aroma, ist von besonderem Wohlgeschmack, er- giebig und ein echter Bohnen- kaffee und kein Ersatz. Ich habe ihn wiederholt meinen Freunden empfohlen und verordnet, die ge- wöhnlichen Kaffee nicht mehr ver- tragen können.

Dr. M. C. Auburn, N. Y.

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertritt die politischen u. wirt- schaftlichen Interessen des Deutschtums in Est- land. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen.

Bezugspreis bei direktem Bezuge vom Verlag: monatlich mit allen Bei- lagen 3.50 Gmk., ohne Beilagen 3 Gmk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lett- land, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen.

Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe im Anzeigenteil für Estland 6 EMk., für Deutschland 13 Goldpfennig, für das übrige Ausland 4 amerik. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Post- scheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Post- fach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

Baltische Blätter

vereinigt mit den

Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren, kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den

481] Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Ostbuch- handlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohrstraße 22.

„Bannerträger“

eine politische Zeitschrift

Herausgeber: Hans Ebeling, Münster i. W.
Schriftleiter: B. Thümmel, Münster i. W.,
Friedenstraße 19, I.

Letzte Hefte:

Englandheft: Die englische Tradition —
Fußball — Labour-Party — Die eng-
lischen Jugendbünde — England und
Deutschland — Briefe aus England.
Heft 4/6 1925: Die deutsche Marine-
politik — Preußen-Offizier und Führer
— Abdelkrim — Die französische
Armee — Polen — Schweiz.

Bezug durch das zuständige Postamt.
Bezugspreis 1.— Ml. das Vierteljahr.

Einzelhefte vom Versand
Karl Ducoffre, Wesel (Rhld.),
Fluthgraffstraße 8.

DEUTSCHER BOTE

Monatsschrift

408]

für

Literatur und Kunst.

Reichhaltig illustriert, mit
zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis viertel-
jährlich Gm. 3.60 (3 Hefte)

oder in entsprechender

— fremder Währung —

Man verlange Probenummer

Aeltere Nummern zu dem
Sonderpreis von 60 Pfg.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[388

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahr-
nehmung der Belange der zwei Millionen
Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu
den Angelegenheiten der Stammesbrüder
dies- und jenseits der Grenze, berichtet über
die Arbeit und Nöte des Deutschums im
polnischen Reiche und sucht dessen geistige
Verbindung mit den deutschen Brüdern in
der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in
Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen
und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein
Anzeigenorgan ersten Ranges und
verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der
Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung
LODZ, Petrikauer Straße 86

Deutscher Geist im Osten

Herausgegeben von CARL LANGE

Preis 3.— Mark
in Ganzleinen gebunden

Dieser erste Band einer geplanten
Reihe von Büchern vereinigt die
hervorragendsten Vertreter ost-
deutscher und deutscher Dichtung
und Kunst. Es wird uns ein ein-
dringliches Bild von dem kulturellen
Leben des Ostens gegeben. Wer
den Geist der Ostmark vernehmen
und ihren Sinn erfahren will, der
greife zu diesem Buch.

Georg Stilke, Verlagsbuchhandlung
BERLIN NW 7

Hermann Pauls

Elbing, Modewarenlaufhaus

Seiden- und Kleiderstoffe, Aus-
steuerartikel :: Bielefelder Leinen
Eigene Wäschefabrik mit Kraftbetrieb

Herren-Garderoben :: Feine Maßanfertigung
Gardinen, Teppiche, Möbelstoffe :: Kübler-Kleidung

[37]

LUDWIG RÖHRSCHEID

BUCHHANDLUNG · KUNSTHANDLUNG · ANTIQUARIAT

BONN, AM HOF 28 Gegründet im Jahre 1818 FILIALE TRIER
FERNSPR. NR. 723 Älteste Firma am Platze BRÜCKEN-STR. 13
Großes Lager aller wichtigen Neuerscheinungen

Besonders gepflegte Wissensgebiete:

Medizin · Philologie · Jus · Volkswirtschaft · Kunst · Literatur
Politik · Geschichte

Unverbindliche Ansichtsendung nach auswärts
Einrichtung von Volksbibliotheken · Fachmännische Beratung

Auf Wunsch werden kostenlos verschickt:

Das

Antiquariat

umfaßt zirka

100 000 Bände

der gesamten

Weltliteratur

Katalog	143: Theologie
„ 148 u. 149:	Naturwissenschaften
„	150: Rheinische Heimatkunde
„	151: Klassische Sprach-
„	wissenschaft
„	152: Neuere Sprachwissen-
„	schaft
„	153: Orientalia

Ankauf ganzer

Bibliotheken

Reiches Lager

an

Kunstdrucken

und Originalen

Verlangen Sie meine MONATSBERICHTE „EINST UND JETZT“
und meinen WEIHNACHTSKATALOG (über 3000 Titel)

Überseereisen



Regelmäßige Personen- und Frachtdienste nach Nordamerika, Mittelamerika, Südamerika, Ostasien, Australien und Afrika * Vergnügungs- und Erholungsreisen, wie Fjord- und Polarfahrten, Reisen um die Welt, Westindien-Reisen

Interessenten erhalten Auskünfte u. Prospekte kostenlos durch die



Hamburg - Amerika Linie
Hamburg 1 * Alsterdamm 25

und die Vertretungen an allen größeren Plätzen des In- u. Auslandes

Vertretung in:

DANZIG, MAX WEICHMANN, Stadtgraben 13

DEUTSCH-EYLAU, MAX PFLUG, Kaiserstr. 8

62]

Vertriebsstelle der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme (früher Generalstabskarten) für den Freistaat Danzig Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27

Telephon: 5169

Postscheckkonto: 1621

Um den vielen Interessenten im Freistaat Danzig den Bezug der Karten des Reichsamts für Landesaufnahme zu erleichtern, habe ich eine Vertriebsstelle eingerichtet und führe ein großes Lager der für Danzig wichtigsten Karten, wie

Meßtischblätter 1 : 25.000,

Reichskarten 1 : 100.000,

Einheitsblätter 1 : 100.000,

D. M. (Motorfahrer) Karten 1 : 300.000 usw.

In vorkommenden Fällen bitte ich um Ueberweisung der geschätzten Bestellungen.

Nachdruck und Nachbildung verboten (Reichsgesetz v. 19. Juni 1901)

Copyright by Georg Stilke, Danzig-Berlin 1924

Alle Rechte für sämtliche Beiträge vorbehalten

Verlag: Georg Stilke, Danzig, Langgasse 27, Berlin NW 7, Dorotheenstr. 65

Für die Schriftleitung verantwortlich: Carl Lange, Oliva b. Danzig, Schefflerstr. 2

Telephon: Oliva 148

Der Bezug der „Ostdeutschen Monatshefte“ kann durch sämtliche Buchhandlungen, durch die Post oder vom Verlag erfolgen. Auslieferung für Ostpreußen durch Gräfe & Unzer, Königsberg i. Pr., Paradeplatz, für Estland durch Kluge & Ströhm, Reval, für Lettland durch Gustav Vöffler, Riga.

Der Bezugspreis beträgt für jedes Heft 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Gulden.

Kasino Zoppot

Freie Stadt Danzig

Roulette

Baccard



Das ganze Jahr geöffnet

Auskunft in Berlin:

Promenaden-Kiosk,

*Berlin W, Tauentzien- Ecke Nürnberger Str.
Fernsprecher Steinplatz 136 96*

in Zoppot:

Verkehrsbüro des Kasinos

„Sport und Gesundheit“ * „Ich
helfe Dir“ * „Für die Familie“ * „Zu-
friedenheit“ * „Nach der Arbeit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 70 Danzig. Guldenpfennige

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pom-
mern, Kreis Marienburg, Marienwerder
u. die Grenzmark Posen - Westpreußen

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

PORZELLAN
GLAS / STEINGUT
WIRTSCHAFTSWAREN
EMAILLE
KUNSTGEWERBE
CADINER ERZEUGNISSE

MAX KUSCH
ELBING

HEILIGE GEISTSTR. 19/21